

Erzbischof Bruno von Köln (953—965).

Eine geschichtliche Charakteristik¹⁾.

Von

Heinrich Schrörs.

Essens Geschichte hat zwei grosse Zeiten erlebt, die ottonische Periode des Stiftes und die Gegenwart der Stadt. Sie sind durch einen Abstand von beinahe tausend Jahre getrennt und in ihrem Wesen höchst ungleich. Heute ist Essen die gewaltige Industriestadt, wie es keine zweite dieser Art auf deutschem Boden gibt, ja eine Industriestadt von Weltruf; damals war es ein Kloster in ländlicher Stille. Jetzt ist es die Stätte, wo die höchste technische Intelligenz und die sehnigen Arme der Männer schaffen; einst pflegten hier vornehme Frauen die Ideale der Bildung und Frömmigkeit. Ehemals trug der Hügel zwischen Ruhr und Emscher einen Herd kirchlichen Lebens; gegenwärtig lohen auf ihm die Essen weltlicher Arbeit. An die Stelle der geistigen Kultur ist die materielle Kultur als hervorspringendes Kennzeichen getreten.

Und doch verbindet beide Zeiten ein Gemeinsames. Sie bezeichnen zwei grosse Wendepunkte unserer Geschichte, auf deren Spruchband die Worte geschrieben stehen: Nation, Einheit, Reich. Unserem Geschlecht war es beschieden, das deutsche Volk aus langer Erniedrigung und Schwäche emporwachsen zu sehen zu kraftvoller Blüte, den Zusammenschluss nach kläglicher Zerrissenheit zu erleben in dem Hochgefühl eines einzigen grossen Vaterlandes, ein Kaisertum deutscher Nation als neue Weltmacht

1) Dieser Aufsatz sollte als Vortrag auf einer Versammlung unseres Vereins dienen, die in Essen geplant war, aber wegen der Fortdauer des Krieges nicht abgehalten werden konnte. Daraus erklärt sich die Einleitung, die unverändert beibehalten worden ist.

zu begrüßen. 1870 und 1914 sind die Jahre, in denen das heutige Deutschland mit dröhnenden Hammerschlägen geschmiedet wurde. Wir wissen, welchen Anteil Essen daran hat; denn auf den Schlachtfeldern ist das Reich entstanden, und auf den Schlachtfeldern erklang der Name dieser Stadt im Donner ihrer Schöpfungen. Wie winzig scheint sich dagegen das geschichtliche Essen des 10. Jahrhunderts auszunehmen, ein Idyll gegenüber Weltereignissen!

Indes, das historische Urteil hat, wenn es sich um Werte für die nationale Entwicklung handelt, nicht bloss zu messen nach raschen Erfolgen und der Unmittelbarkeit einer überwältigenden Grösse, sondern auch nach dem planvollen Vorbereiten und der wirksamen Grundlagen. Otto der Grosse hat die nach dem Untergange des karolingischen Hauses auseinander strebenden Stämme herzogtümer wieder zu einem Reiche zusammengefügt und durch die Erneuerung des römischen Kaisertums Deutschland von neuem eine Weltstellung verliehen, zugleich hat er, was nicht minder dem Unterbau seines nationalen Werkes wurde, die Deutschen mit geistiger Bildung erfüllt — in allen diesen Dingen für unser Vaterland ein zweiter Karl der Grosse, der ihm auch als Vorbild in Wirklichkeit vorschwebte. Aber zu diesen Errungenschaften war der lange Lauf einer 37-jährigen Regierung notwendig: langsam aber sicher ist das Ergebnis herangereift. Hinsichtlich der geschichtlichen Tragweite, der Heraufführung der glanzvollsten Jahrhunderte des deutschen Mittelalters darf sich das Zeitalter der Ottonen kühn dem unserigen an die Seite stellen. Und hierzu hat an seinem Teile mitgewirkt das Essener Stift.

Als der sächsische Edling Altfried, der ob seiner Bedeutung in der Kirchen-, Staats- und Kulturgeschichte gefeierte Bischof von Hildesheim, um die Mitte des 9. Jahrhunderts¹⁾ auf seiner Gute Asnide ein Kanonissenkloster gründete, war er wohl von keiner weiteren Absicht geleitet, als hier eine Erziehungs- und Bildungsstätte und zugleich ein dauerndes Heim für die Töchter

1) Das Gründungsjahr lässt sich nicht feststellen. Jedenfalls unrichtig ist die Behauptung, Essen sei „um das Jahr 824 von Altfried Bischof von Hildesheim“ gegründet worden (O. Schmithals, *Drei freiherlich Stifter am Rhein* [Bonner Dissertation], *Annalen* 84 [1907], 103). Altfried ist nicht vor 847 Bischof geworden. K. Ribbeck, *Geschichte d. Stadt Essen* (Essen 1915) I, 12 f., setzt den Antritt des bischöflichen Amtes in Hildesheim 851 und die Stiftung Essens bald danach.

des sächsischen Adels zu schaffen. Essen gehört in dieselbe Reihe mit Stiften wie Herford, Gandersheim, Quedlinburg (Wendhausen), die in dem gleichen Jahrhundert dem Boden des Sachsenlandes entsprossen und Gründungen vornehmer Geschlechter waren. Seit einem halben Jahrhundert bestand in dem sächsisch-fränkischen Grenzgebiete bereits das Männerkloster Werden, die Stiftung des Friesen Liudger. Ihm trat jetzt das in nächster Nähe gelegene Frauenstift Essen zur Seite, wie im inneren Sachsen die ein paar Jahrzehnte vorher gegründeten Klöster Korvei und Herford sich in derselben Weise ergänzten.

In keinem andern Teile Deutschlands sind damals so viele und bedeutende Frauenstifte entstanden und nirgends treten die Männerklöster soweit hinter ihnen zurück wie in Sachsen. Es waren keine Monasteria nach der Regel des heiligen Benedikt, die Armut forderte und mit ewigen Gelübden band, sondern kirchliche Anstalten in der freieren Form der Kanonissen, denen die Rückkehr in die Welt und der Eintritt in die Ehe jederzeit offen blieben. Sie sollten den adeligen Mädchen eine sowohl religiöse als höfische Erziehung vermitteln und damit eine literarische und selbst wissenschaftliche Bildung verbinden. Das Vorbild der stammverwandten angelsächsischen Frauenwelt, durch den heiligen Bonifatius nach Deutschland verpflanzt, hat offenbar eingewirkt. Dadurch erhielt Sachsen ein kulturelles Übergewicht von nicht zu unterschätzender Bedeutung vor dem übrigen Deutschland. Denn nicht auf den engen Umkreis der Klostermauern blieb das Wirken dieser Frauen beschränkt, sondern sie standen in regem Verkehre mit der Familie und deren weitverzweigter Sippe. Auch an dem Gange der öffentlichen Ereignisse nahmen sie lebhaften und verständnisvollen Anteil, wie das Beispiel der Gerberga und Hrotsuit, der Äbtissin und der Nonne von Gandersheim beweist, von denen die erstere die Anregung gab zu dem Heldengedichte der letztern über die Taten Ottos d. G. Zum Teil haben sie als spätere Gattinnen und Mütter von Herzögen die Männer beeinflusst, die im Zeitalter der sächsischen Könige die Geschicke des Reiches bestimmten. Dass die deutsche Krone an das Haus der Liudolfinger kommen und auf ein Jahrhundert in neuem Glanze strahlen konnte, ist nicht allein der politischen und militärischen Kraft des Sachsenvolkes und seiner Herzöge zuzuschreiben, sondern auch der stillen Bildungsmacht, deren Träger die Frauen waren. So er-

mangeln diese Klöster nicht des politischen Wertes. Essen ist in dieser Hinsicht von einer besonderen Bedeutung gewesen.

Das Stift war nach Ursprung und Besiedelung sächsisch, lag aber an der Grenzscheide des niederrheinischen Lothringen und stand auf dem Boden des lothringischen Erzbistums Köln. Der Besitz dieses Landes hatte nach dem Tode seines Beherrschers Lothar II i. J. 869 hin- und bergeschwankt zwischen Frankreich und Deutschland. Erst Heinrich I, dem Könige sächsischen Geblütes, gelang es, die reichen und wichtigen Gebiete dauernd mit den deutschen Landen zu vereinigen und sie fester zu ketten durch die Heirat seiner Tochter Gerberga mit dem lothringischen Herzog Giselbrecht. Doch bedurfte es noch langer und geduldiger Arbeit, sie auch innerlich für das Reich zu gewinnen. Eines der Mittel war eine Hineinerstreckung sächsischer Einflüsse in die führenden Familien des Landes, was Heinrich I mit der Vermählung seiner Tochter begonnen hatte. Für diese friedliche Eroberung, für die Versachung ist nun auch die Gründung Alfrids einer der Ausgangs- und Stützpunkte gewesen, ein vorgeschobener sächsischer Posten, eine Schule, um durch die Frauen das heranwachsende Geschlecht des einheimischen Adels mit dem sächsisch-deutschen Reichsgedanken zu erfüllen. Zwar kennen wir keine Namen aus Lothringen, deren Trägerinnen in Essen erzogen wurden, weil uns überhaupt keine Namen von Stiftsinsassen ausser den Äbtissinnen aus jener Zeit überliefert sind. Aber wenn man auf der einen Seite die sächsische Schulpolitik und auf der andern Seite die Notwendigkeit, sich der herrschenden Familien in Lothringen zu versichern, erwägt, muss sich die Wahrscheinlichkeit ergeben, dass sich die Pforten des Stiftes der jungen Frauenwelt des Niederrheines öffneten.

Nach einer Generation war Essen bereits so wichtig geworden, dass sächsische Prinzessinnen nacheinander dort den Stab als Äbtissinnen führten — eine Auszeichnung, die sonst nur den liudolfingischen Familienklöstern Gandersheim und Quedlinburg zu teil wurde. Die beiden ersten Äbtissinnen waren Verwandte des Stifters Alfrid. Aber auch sie scheinen schon in näherer Beziehung zu dem herzoglichen Geschlecht der Liudolfinger gestanden zu haben, wie der Umstand verrät, dass die poetische Grabchrift der zweiten Äbtissin Hadwig am Hofe Brunos in Köln

verfasst wurde¹⁾. Nunmehr ward Essen ein Hauskloster der sächsischen Königsfamilie. Ottos d. G. Enkelin Mahthild trat in jugendlichem Alter ein²⁾ und stand bis zu ihrem Tode i. J. 1011 an der Spitze des Klosters. Dann folgte Sophia, die Tochter Ottos II, und auf sie Theophanu, die eine Enkelin Ottos II durch ihre in Essen erzogene Mutter Mahthild, die Gemahlin des lothringischen Pfalzgrafen Ezzo, war. In ihrer Person erscheint das sächsische und lothringische Element schon im Stift verschmolzen.

Gewiss wird wohl auch und gar in erster Linie die Macht und der Reichtum Essens die Angehörigen des Kaiserhauses dorthin gelockt haben. Jedoch muss auch sonst die Position wichtig genug erschienen sein, dass man sie den höchsten Händen anvertraute. Es liegt in der Natur der Dinge und anderseits in der Dürftigkeit der Quellen jener Zeit begründet, dass wir die Einwirkungen kirchlicher und kultureller Art, die von Essen auf Lothringen ausgingen, nicht verfolgen können. Sie vollzogen sich nur sehr allmählich und geräuschlos, sie gingen unter der Oberfläche einher: *crescit occulto velut arbor in aevo*. Aber eine Linie ist doch sichtbar, die zwar unbedeutend zu sein scheint, jedoch demjenigen, der das Gewicht der Heiligenfeste im mittelalterlichen Leben kennt, manches sagt. „In den Festverzeichnissen des 10. Jahrhunderts kommt“ auf dem Boden Niederlothringens „ein frisches Leben zum Ausdruck. Zahlreiche neue Feste, die sich bis ins späte Mittelalter, ja bis auf unsere Tage erhalten haben, tauchen hier zum ersten Male auf. Der Bestand

1) Ribbeck a. a. O. S. 26.

2) G. Humann, Die Kunstwerke der Münsterkirche zu Essen, Düsseldorf 1904 S. 8 behauptet, sie sei ursprünglich nur zur Erziehung dem Kloster übergeben worden, und beruft sich darauf, dass sie 849 geboren, noch nicht das vorgeschriebene 25. Lebensjahr erreicht hatte, um als Kanonissin aufgenommen werden zu können. Indes gab es keine feste allgemeine Altersgrenze (s. K. H. Schäfer, Die Kanonissenstifter im deutschen Mittelalter, Stuttgart 1907 S. 138 ff.), und das von Humann angezogene Aachener Konzil von 817 hat wahrscheinlich keine Kanonissen, sondern Benediktinernonnen im Auge. Anderseits spricht eine Urkunde Ottos d. Gr. (nr. 325; MG. Dipl. I, 439) vom 1. März 966, worin er den Hof Ericsele, den er früher der Mahthilde als persönliches Eigentum geschenkt hatte, nunmehr an das Essener Stift überträgt, dafür, dass Mahthild in dieses wirklich eingetreten war. So nimmt auch Ribbeck a. a. O. S. 28 an.

an fränkischen und deutschen Kulturen nimmt in beträchtlichem Masse zu¹⁾. Hier hat nun Essen die Führung gehabt: sein Festverzeichnis enthält fast alle Namen der im gleichzeitigen Kalender des Kölner Domes aufgeführten Heiligen, darüber hinaus aber noch eine grosse Anzahl anderer, die dort noch fehlen, aber später in das Domkalender und damit in den Kultus des Erzbistums eingedrungen sind²⁾. Wenn ein Frauenstift selbst für die Kathedrale tonangebend in liturgischen Dingen wurde, so lässt dies auf eine einflussreiche Stellung im Lande schliessen.

Mit voller Wirkung und in breitem Strome geschah nun die sächsische Durchdringung Lothringens durch den Mann, in dem die politische, kirchliche und kulturelle Reform verkörpert war, und durch dessen Weisheit und Tatkraft sie zum Siege gelangte. Es war der Erzbischof Bruno von Köln, der erlauchte Spross des Königshauses. Von ihm fällt auch Licht auf die stille Mission des Frauenstiftes an den Ufern der Ruhr. Diesen Kirchenfürsten, der zu den grössten gehört, die den Erzstuhl Kölns geziert haben, seine Person und seine Wirksamkeit, seine Ideale und sein Ringen möchte ich in zusammenfassender Schilderung vorführen.

Am 9. Juli 953 war in Köln Erzbischof Wikfrid gestorben³⁾, und wenige Tage später erkor man einhellig den Bruder Ottos d. Gr. zum Nachfolger; sein Oheim mütterlicherseits, Rotbert von Trier, weihte ihn. Wikfrid war, wie allem Anscheine nach auch alle seine Vorgänger bis zurück in die Zeit Karls d. Gr., aus dem einheimischen Adel hervorgegangen, vermutlich war er ein Graf von Jülich. Jetzt zog zum ersten Male ein Sachse und königlicher Prinz in die Metropole des Niederrheines ein — ein jäher und weittragender Wechsel. Dieser Wechsel bezeichnet einen wichtigen Punkt in dem Regierungssystem, das von dem sächsischen Hause gegenüber Lothringen befolgt wurde. Wie die weltlichen Grafschaften, so waren auch die Bistümer, die geistlichen Graf-

1) G. Zilliken, Der Kölner Festkalender (Bonner Jahrbücher 119 [1910] S. 131.

2) Ebd. S. 129.

3) Die Quellenbelege für das Folgende sind im allgemeinen in Ruotgeri Vita Brunonis (MG. SS. IV, 254—274) und meinem Kommentar zu derselben (Annalen 88 [1910], 10—95), enthalten. Hierauf sei ein für alle Mal verwiesen. Nur an einzelnen Punkten, wenn es nötig erscheint, werde ich genauere Nachweise geben.

schaften, in den Händen der herrschenden Geschlechter des Landes¹⁾, wurden von ihnen als Familiendomänen behandelt. Die Fortdauer dieses Zustandes konnte nicht im Interesse des deutschen Reiches liegen, da in jenen Familien seit einem Jahrhundert noch die Vorstellung des ehemals selbständigen Lothringens lebendig war, und manche von ihnen durch Verwandtschaft und Güterbesitz nach Frankreich hinneigten. Vielmehr musste die Herrschaft der landsässigen Oligarchie gebrochen werden. Die Grafengewalt ihnen zu entringen war schwierig, weil sie zu sehr in dem persönlichen Ansehen und in der Familienmacht ihrer Träger die natürliche Stütze fand, und wäre darum ein zu gefährlicher Versuch gewesen. Dagegen konnte beim Bistum, dieser jedes Erbrecht ausschliessenden und ihrer Natur nach viel weniger durch weltliche Beziehungen gefesselten Einrichtung, der Hebel angesetzt werden. Schon Heinrich I. hat es getan, indem er den Bruder seiner Gemahlin, Rotbert nach Trier brachte und einen andern Sachsen namens Berengar auf den Sitz von Verdun erheben liess²⁾. Diese Versachsungspolitik setzte Otto d. Gr. fort, und ihr Hauptschlag war die Besitznahme der einflussreichsten Kirche Lothringens, des Kölner Metropolitensitzes, durch seinen Bruder Bruno

Dieser Erfolg war sorgsam und von langer Hand vorbereitet. König Heinrich hatte von Anfang an — „auf göttlichen Wink“ dichtet sogar die fromme Nonne von Gandersheim — seinen Jüngstgeborenen zum kirchlichen Würdenträger bestimmt. Wohin das Steuer gerichtet war³⁾ sieht man deutlich aus der Tatsache, dass der vierjährige Knabe nach Lothringen zur geistlichen Erziehung geschickt wurde, obschon das sächsische Korvei näher

1) Diesen gehörten sicher an die Bischöfe Wikfrid (925 - 953) von Köln, Adalbero (929—964) von Metz, Barnoin (925—939) von Verdun, Baldrich (918 - 977) von Utrecht; aller Wahrscheinlichkeit nach Rudger (915—930) von Trier, Farabert (947—953) von Lüttich, Fulbert (934—956) von Cambrai; Gauzlin (922—962) von Toul war sogar ein vornehmer Westfranke, der vom französischen Königshofe her auf seinen Stuhl kam.

2) G. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I³ Leipzig 1825. S. 108.

3) A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands^{3.4.} Leipzig 1906. III, 44 sieht wohl mit Recht in der Tatsache, dass Bruno, noch ehe er ein Bistum besass, zum Erzkapellan ernannt wurde, einen Beweis dafür, dass er für eines der grossen Erzbistümer bestimmt war, mit denen herkömmlich jene Würde verbunden war.

lag und eine bessere Schule bot. Bruno wurde dem Bischof Baldrich von Utrecht übergeben, der aus einem der ersten lothringischen Grafengeschlechter stammte und wahrscheinlich mit dem Herzog Giselbert von Lothringen verwandt war, und dieser letztere hatte im Jahre vorher des Königs Tochter heimgeführt. So kam der junge Sachse mit der vornehmen Welt des Niederrheins in persönliche Beziehungen, lernte sich an Land und Leute gewöhnen, wuchs in seine künftige Aufgabe hinein. Dem Adel des Landes wurde es dadurch erleichtert, sich mit der Erhebung des Fremdlinges auf den lothringischen Erzstuhl auszusöhnen; der Bruch mit dem Herkommen war weniger schroff. Elf Jahre weilte Bruno im Utrechter Stift, das während dieser Zeit durch die freigebige Hand des Vaters aus der Verwüstung der Normannenzeit zu neuem Glanze aufstieg — ein Grund mehr, die Lothringer für die Person des künftigen Erzbischofs zu gewinnen. Als nun i. J. 953 durch die Erkrankung des Kölner Oberhirten die Verwirklichung des Planes nähergerückt erschien, eilte Otto in Person nach Köln, wohl um beizeiten seinen ganzen Einfluss für die Wahl des Bruders aufzubieten¹⁾, und von Mainz aus, wohin er sich dann begeben, schickte er, bevor noch Wikfrid die Augen geschlossen hatte, den Bischof Godefried von Speier als seinen Wahlbevollmächtigten. Rasch, während noch die Leiche des Vorgängers der Bestattung barrte, fand die Neuwahl statt. Dass sie ohne Kampf in dem gewünschten Sinne erfolgte, kann bei dem schnellen Handeln und dem eingesetzten Drucke nicht überraschen.

Das Ziel war erreicht, und dieses Ziel war von der grössten politischen Tragweite. Bruno kam nicht bloss als Bischof an den Rhein, als ein neues Glied in dem entstehenden Ringe des sächsischen Episkopates in Lothringen, sondern auch als staatsmännische Persönlichkeit. Hierzu war er am Hofe, wohin ihn Otto aus der Utrechter Schule berufen hatte, durch lange Verwaltung des Kanzleramtes ausgezeichnet geschult worden. Als Bruder des Herrschers, mit diesem persönlich aufs innigste verbunden und ganz in dessen Anschauungen aufgehend, ward er eine Säule der ottonischen Politik in dem unsichersten Teile des Reiches. Gerade in diesem Augenblicke gährte es bedenklich in Lothringen.

1) Auch sonst liebte es Otto, persönlich in die Bischofswahlen einzugreifen (A. Hauck a. a. O. III, 30 f.).

Sein Herzog, Konrad der Rote, hatte sich eben dem Aufstande angeschlossen, den der Thronerbe, Ottos ältester Sohn Liudolf, gegen den Vater erregt hatte. Ein Teil des jungen, tatenlustigen Adels stand auf Seiten der Empörer; in Schwaben, in Baiern, selbst in Sachsen zählten diese ihre Anhänger. Das wichtige Mainz war in ihrer Hand, das vergebens vom Könige belagert wurde. Der erste Prälat des Reiches, der Mainzer Erzbischof Friedrich, nahm mindestens eine zweifelhafte Haltung an. Es war die grösste Gefahr, die das Königtum Ottos d. Gr. bedroht hat, und am wenigsten durfte dieser den wankelmütigen Lothringern trauen. Brunos Erhebung auf den Erzstuhl von Köln war darum ein Zug energischer Gegenwehr.

Um sie erfolgreich, durchschlagend zu machen, tat der König den bis dahin in der deutschen Geschichte unerhörten Schritt, dass er dem Bischof zugleich die herzogliche Gewalt über das Land übertrug. Als Herzog sammelte dieser sofort am 21. September 953, bevor er noch die bischöfliche Weihe empfangen hatte, die geistlichen und weltlichen Grossen Lothringens in Aachen um sich, wo es ihm gelang, sie in der Treue gegen den Bruder zu erhalten. Ebenso glücklich hielt er in den folgenden Jahren durch seine kraftvolle und weise Verwaltung die Provinz bei der Krone fest und sicherte ihr den inneren Frieden. Mit welcher zerschmetternder Energie er es, wenn nötig, tun konnte, erfuhr z. B. i. J. 958 der hennegausische Graf Reginar Langhals. Der Erzbischof zog gegen ihn zu Felde und nahm ihn trotz seines mächtigen Familienanhanges gefangen, um ihn dann als Hochverräter nach den slavischen Grenzmarken in die ferne Verbannung zu schicken¹⁾. Es war übrigens nicht das einzige Beispiel dieser Art (c. 34). Den friedlicher gesinnten Teil des Adels wusste er dadurch zu gewinnen, dass er ihn an der Landesverwaltung teilnehmen liess und einen Platz unter seinen vertrauten Ratgebern einräumte. Aber auch hier behielt er selbst die Zügel fest in der Hand. Zwischen zentralistischer Alleinherrschaft und oligarchischer Zersplitterung fand er glücklich den Mittelweg (cc. 22, 37). Er hat Lothringen für das deutsche Königtum gerettet.

Nicht das Gelüste nach politischer Macht, nicht das Streben

1) Contin. Regin. a. 958 (Regin. Chron. ed. F. Kurze. Hannov. 1890 S. 169). Vgl. R. Köpke Dümmler, Kaiser Otto d. Gr. Leipzig 1876 S. 293 f.

nach einem geistlichen Reichsfürstenstande war es, das den Erzbischof auf das weltliche Gebiet führte, sondern allein das Wohl des Reiches und des Landes. Sobald daher dieses sichergestellt war, legte er seine Gewalt in Laienhände zurück, indem 959 der einem mächtigen einheimischen Geschlechte angehörige Graf Friedrich Herzog von Oberlothringen d. h. dem Gebiete südwärts von Andernach wurde, und Niederlothringen der ebenfalls dem landsässigen Adel entsprossene Herzog Gottfried erhielt¹⁾. Seine politische Aufgabe war erfüllt. Sowohl durch diese Teilung als auch durch den Umstand, dass die beiden Erkorenen persönlich mit Bruno nahe verbunden waren — Friedrichs Gemahlin Beatrix war durch ihre Mutter eine Nichte von ihm²⁾, und Gottfried war sein eigener Zögling³⁾ — hatte der Erzbischof-Herzog für die Zukunft der Gefahr eines Abfalles vom Reiche und Königshause vorgebeugt, zumal da er sich selbst eine gewisse Oberhoheit vorbehalten zu haben scheint. Erzherzog nennt ihn dementsprechend sein Lebensbeschreiber⁴⁾.

Für die geschichtliche Stellung des niederrheinischen Erzbistums ist die Rolle, die der sächsische Königssohn übernahm, von weitreichender Bedeutung geworden. Von dieser Zeit an sind die Kölner Metropolen wieder gewichtige Faktoren in der Regierung des Reiches, wie es einst in den Tagen Karls d. Gr. Hildebald gewesen. Das Erzstift, im 9. und in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts ein Provinzialbistum wie die andern, erscheint emporgehoben zu einem Sitz für die vertrauten Diener der Krone. Die Männer, die in dem Jahrhundert nach Bruno den Stab des hl. Maternus führen, gehen, soweit wir ihre Herkunft feststellen können⁵⁾, nicht mehr aus dem niederlothringischen Klerus hervor, sondern aus der Hofgeistlichkeit oder aus den vornehmen Geschlechtern des übrigen Deutschland, die den Thron umstehen. Bruno leitet die reichspolitische Geschichte der Erzbischöfe ein.

Auch für die Stadt Köln, ihre verfassungsrechtliche Stellung bedeutet seine Regierung den Anfang einer neuen Epoche. Bis

1) R. Parisot, *Les origines de la Haute-Lorraine et sa première maison ducale (959–1033)*. Paris 1909 S. 65 ff.

2) Ebd. S. 76.

3) *Vita Brun.* c. 41.

4) Ebd. c. 20.

5) Von Warin (976–984) und Everger (984–999) ist die Heimata nicht bekannt. Hermann (1036–1056) ist wenigstens durch seine Mutter ein Enkel Ottos II.

dahin war sie ein Ort des Kölngaues, dessen Grafengericht ihre Bürger unterstanden; unter Bruno ging höchst wahrscheinlich die Grafengewalt an den Erzbischof über: Köln wurde eine bischöfliche Stadt¹⁾ und ist es trotz späterer heftiger Kämpfe zwischen Bürgerschaft und Erzbischof bis zum Ende des Mittelalters geblieben. Erst 1475 wurde es durch Kaiser Friedrich III Reichsstadt²⁾).

War die Erhebung Brunos ein Ring, und zwar der stärkste Ring in der Kette sächsischer Bischöfe auf lothringischen Stühlen, womit die ottonische Politik das Land an das Reich und das Herrscherhaus zu schmieden suchte, so war es natürlich, dass dieses Streben fortgesetzt wurde. In dem einen Jahre 956 erhielten Trier und Cambrai als neue Oberhirten die Sachsen Heinrich und Berengar, beide mit der Königsfamilie verwandt³⁾. Ob der Kölner Erzbischof dabei die Hand im Spiele hatte, wissen wir zwar nicht bestimmt, es ist aber leicht anzunehmen, da Bruno alle Pläne seines königlichen Bruders unterstützte. Dagegen steht es fest, dass er es gewesen ist, der zwei andere Männer sächsischen Blutes auf lothringische Bischofssitze führte, weil sie von ihm selbst zu dem hohen Amte herangebildet waren. Der einem edlen Geschlechte entsprossene Eberacher, dem bereits die wichtige Stelle eines Decbanten des Cassiusstiftes in Bonn und Leiters der dortigen Schule anvertraut worden, wurde i. J. 959 Bischof von Lüttich, und der Grafensohn Dietrich, der durch seine Mutter, eine Schwester der Königin Mathilde, ein Vetter Brunos und von diesem in der Kölner Domschule erzogen war, wurde sechs Jahre später Bischof von Metz. Doch war Bruno einsichtig genug, den Bogen nach dieser Richtung nicht zu straff zu spannen. Um den einheimischen Adel nicht zu sehr zu verletzen, beförderte er auch geborene Lothringer auf die Bischofssitze des Landes, aber nur solche, in die er seinen eigenen Geist von Jugend auf hineingepflanzt hatte, und deren politischer Zuverlässigkeit und Sachsen-treue er deshalb gewiss sein konnte. In den Jahren 962 und 963 empfangen der aus der Domschule in Köln hervorgegangene Wikfrid

1) L. Korth, Köln im Mittelalter (Annalen 50 [1890], 6. H. Aubin, Die Weistümer des Kurfürstentums Köln. Bonn 1913. I, 65.

2) W. Kisky, Die Erhebung Kölns zur freien Reichsstadt (Jahrb. des Köln. Geschichtsver. 1 [1912] S. 13 f.).

3) Köpke-Dümmler a. a. O. S. 282 f.

und der in derselben Schule gebildete und aus der Nähe Köln gebürtige Gerhard die Bistümer Verdun und Metz.

Nicht immer ist diese Politik von Glück begleitet gewesen. Der zum Bischof von Lüttich gemachte und aus diesem Bistum stammende Rather, der von seinem ehemaligen Sitze Verona vertrieben worden und dann mit Bruno zusammen am Hofe Ottos gelebt hatte und so in das sächsische Interesse gezogen war, konnte sich, allerdings wohl nicht ganz ohne eigene Schuld dieses launenhaften und stürmischen Charakters, nur kurze Zeit halten. Er musste einem Angehörigen des hennegausischen Grafengeschlechtes weichen, und eine Zeit lang triumphierte in Lüttich die Reaktion des einheimischen Adels, bis es dann nach dem baldigen Tode des Erhobenen dem Erzbischof gelang, seinen getreuen Landsmann Eberacher auf den Stuhl zu setzen. Die Sachsen oder die eigenen Zöglinge¹⁾ waren doch zuverlässigere Träger seiner Bestrebungen, bei denen auch am ehesten zu erwarten stand, dass sie im Einklange mit dem von Otto und Bruno vertretenen kirchenpolitischen System, ihrer Doppelaufgabe, der staatlichen und kirchlichen, gerecht wurden. Auf beides wurde bei der Auswahl in gleichem Masse Rücksicht genommen (c. 37).

Erst recht kam das sächsische Element in der nieder-rheinischen Metropole selbst zur Geltung. Des Erzbischofs rechte Hand war sein Archidiakon, modern gesprochen, sein Generalvikar Folkmar, ihm auch persönlich durch warme Freundschaft verbunden, und dieser Mann war nach seiner Herkunft höchst wahrscheinlich ein vornehmer Sachse, der in Beziehungen zum Hofe stand, wo sein Bruder Hermann als Kaplan Ottos d. Gr. waltete. Als Stützpunkt für seine Wirksamkeit auf fremdem Boden hatte Bruno im Anfange seiner Regierung die Abtei St. Pantaleon in Köln gegründet und sie allem Anscheine nach mit sächsischen Mönchen aus Korvei bevölkert, unter denen er auch seinen verständnisvollen Biographen gefunden hat²⁾. Eine ganze Kolonie von Geistlichen ist sonach aus der Heimat mit ihm in die Bischofsstadt am Rhein gekommen, um ihm als Werkzeuge und Rückhalt

1) Annalen 88, 79 A. 1 habe ich auch die Erhebung Ekberts auf den Stuhl von Trier auf Brunos Einfluss zurückgeführt. Das war ein Versehen; es war dessen Vorgänger Theoderich gemeint.

2) Mein Aufsatz, Die Vita Brunonis des Ructger (Annalen 90 [1911], 61 ff.).

bei der Durchführung der ottonischen Kirchenpolitik zu dienen. So ist Köln im Vergleich zu Essen der andere Pol zur friedlichen Durchsäuerung des Niederrheines mit dem neuen Geiste geworden.

Auch über die Grenzen Lothringens hinaus hat sich das politische Wirken des Erzbischofs erstreckt, indem er wiederholt in die Verhältnisse Frankreichs eingriff. Nach dem frühen Tode des Königs Ludwig IV rettete er dessen zwölfjährigem Sohne Lothar die Krone, und als dieser von den beiden Herzögen von Franzien und Burgund bedrängt wurde, eilte er mit Heeresmacht zu Hilfe. Ein viertes und fünftes Mal sah ihn Dijon, die Hauptstadt Burgunds, in derselben Angelegenheit, zur Befestigung des Thrones des jungen Lothar tätig. Dann musste er abermals persönlich in Franzien für den königlichen Neffen eintreten. Zuletzt führten ihn diese Streitigkeiten im Jahre 965 nach Frankreich¹⁾. Es war die Todesreise, auf der er am 11. Oktober zu Reims verschied, sein Leben als Friedestifter im Nachbarreiche krönend. Das waren allerdings mehr persönliche Taten, als dass sie aus seiner politischen Stellung in Lothringen hervorgegangen wären; denn die streitenden Fürsten, König Lothar auf der einen Seite und Hugo Capet und Otto auf der andern Seite waren durch ihre Mutter Neffen des Erzbischofs. Als ihr nächster Blutverwandter hat er schlichtend zwischen ihnen gewaltet, aber seine staatsmännische Einsicht und Erfahrung sowie die überragende Bedeutung, die er in dem seinem erzbischöflichen Sitze benachbarten Lande hatte, haben auch ihren Anteil daran gehabt und sind mit ein Beweis für die Grösse des Mannes.

Diese Grösse, die Mittel und Ziele in ihrem gegenseitigen Verhältnis richtig abzuschätzen verstand, offenbart sich auch darin, dass er in der deutschen Reichspolitik, soweit sie nicht im besondern das ihm anvertraute Herzogtum betraf, eine gewisse Zurückhaltung übte. Er kannte und achtete die Schranken, die ihm durch das Mass seiner persönlichen Befähigung wie auch durch die Stellung gezogen waren. Politisches Denken in grossen Zügen auf weitgesteckte Ziele, nach neuen Ideen war ihm weit weniger gegeben als dem königlichen Bruder, der der eigentliche Schöpfer des ottonischen Systems gewesen ist, und die Ämter des Bischofs

1) Vgl. C. Schöne, Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in den Jahren 953—980. Berlin 1910, S. 30—78.

und Herzogs wiesen ihn im Gefüge des Reiches naturgemäss in die zweite Linie zurück. Bruno besass Klugheit und Selbstverleugnung genug, dies zu begreifen. Es ist dies um so höher anzuschlagen, als er von den Jünglingsjahren an als Leiter der Reichskanzlei sozusagen im Mittelpunkte der Geschäfte gestanden hatte und auch als Erzbischof noch das Amt des Erzkanzlers inne hatte. In dieser Hinsicht war er seinem Bruder Heinrich, dem Baiernherzog, sehr unähnlich, der sich stets von dem Ehrgeiz gestachelt fühlte, eine entscheidende Rolle zu spielen, und rücksichtslos sich durchzusetzen suchte, nicht zum Heile Deutschlands. Während dieser durch seine Schroffheit abstiess und Gegensätze schuf, hat Bruno überall ausgleichend und versöhnend in den grossen Angelegenheiten des Vaterlandes gewirkt. Die Naturanlage, der Charakter als Geistlicher und die Erkenntnis seiner beschränkteren politischen Aufgabe haben in gleichem Masse dies bewirkt. So wird es begreiflich, dass wir ihn zur Zeit des liudolfischen Aufstandes im Feldlager vor Mainz treffen, mit dem vergeblichen Versuche beschäftigt, den Sohn mit dem Vater auszusöhnen, dann auf dem Reichstage zu Arnstadt sehen, wo die Aussöhnung zustande kam, und endlich hören, wie auf sein Betreiben zum Siegel der Versöhnung Liudolf den wichtigen und ehrenvollen Auftrag erhielt, das Heer im Jahre 956 nach Italien zu führen. So erklärt es sich aber auch, dass wir sonst bei den grösseren Aktionen und auf den Hof- und Reichstagen seinen Namen umsonst suchen, wenn diese letztern nicht etwa in Köln stattfanden und sich mit lothringischen Dingen befassten. Ebenso fehlte sowohl er persönlich als auch seine Lothringer auf dem Zuge gegen die Ungarn, zu dem alle übrigen Stämme ihre Mannen entsandten, und der zu der Befreiungsschlacht auf dem Lechfelde führte. Das mag freilich zum guten Teile seinen Grund in der gefährdeten Lage der eigenen Provinz gehabt haben.

Namentlich muss auffallen, dass der Erzbischof und Herzog an dem grössten und wahrhaft weltgeschichtlichen Ereignisse aus der Regierung Ottos, an dem zweiundeinhalb Jahre dauernden Romzuge und der Erwerbung der Kaiserkrone, in keiner Weise, soviel wir sehen können, persönlich Anteil nahm. Auf dem das Unternehmen einleitenden Hoftage zu Regensburg Weihnachten 960, wo der päpstliche Kardinallegat und die Abgesandten Italiens die Einladung zur Kaiserfahrt überbrachten, und sich zahl-

reiche geistliche und weltliche Grosse um den König scharten, war der Kölner nicht, während der Mainzer sich eingefunden hatte. Sein ihm so nahestehender Biograph, im übrigen für des Reiches Herrlichkeit und Ottos Grosstaten begeistert wie nur einer, streift den gewaltigsten Wendepunkt der deutschen Geschichte bloss mit wenigen farblosen Worten und nur um erzählen zu können, dass den Erzbischöfen von Köln und Mainz während der Abwesenheit die Reichsverweserschaft und der junge Thronfolger anvertraut worden, und dass dieser letztere in Aachen die Salbung erhalten habe. Stand Bruno dem Sprung ins Ungewisse der Weltpolitik ablehnend oder doch zweifelnd und zögernd gegenüber? Es ist nicht anzunehmen; denn dafür war er von seinem Bruder und Herrn geistig zu abhängig und fühlte er sich zu sehr als Diener der Krone. Nein, es war einfach nicht seines Amtes und darum hielt er sich zurück.

Indes einen politischen Gedanken, der für die innere Geschichte Deutschlands und das Verhältnis von Staat und Kirche von ebenso grosser Tragweite war wie die Erneuerung des römischen Kaisertums, hat er mit ganzer Seele erfasst, weil seine Stellung ihn zu dessen Verwirklichung berief, ja er ist der erste und bezeichnendste Vertreter desselben geworden. Ich meine die Überführung des Episkopates in den Reichsfürstenstand, die staatsrechtliche Gleichstellung der Bischöfe mit den Herzögen, zu dem Zwecke, um der herzoglichen Macht Schach zu bieten und so die Souveränität des Königtums zu festigen und zu erhöhen. Es war etwas durchaus Neues, jene Reform Ottos d. Gr., die dem Deutschland des Mittelalters sein hervorspringendes Gepräge gegeben hat. In der Person des Kölner Oberhirten war nicht bloss die Parallelisierung, sondern sogar die Vereinigung der erzbischöflichen und herzoglichen Gewalt Wirklichkeit geworden. Allerdings war das nur vorübergehend und auch nur als vorübergehend gedacht, aber es bringt doch die politische Idee zum schlagendsten Ausdruck und wurde auch so von Zeitgenossen empfunden, wie wir an deren Widerspruch bald sehen werden.

In der Zeit Ottos d. Gr. ist bloss das Fundament zu diesem Umbau des deutschen Staatswesens gelegt worden, dessen Grundstein sozusagen in Köln ruht, indem das Bistum ganz in die Interessensphäre der Krone hineingezogen und damit dem überwiegenden Einfluss der Herzöge und überhaupt der weltlichen Grossen

entzogen ward. In die engste Verbindung mit dem Königtum kam das Bistum dadurch, dass jenes — allerdings unter äusserer Wahrung der kanonischen Form der Wahl — den entscheidenden Einfluss auf die Besetzung der Bischofssitze ausübte und hierdurch nur ihm unbedingt ergebene Männer zu den höchsten kirchlichen Würden erhob. Noch stärker dadurch, dass einer ganzen Reihe von nähern oder entfernteren Gliedern der königlichen Familie der Hirtenstab in die Hand gelegt wurde und gerade der Hirtenstab über die wichtigeren Diözesen. So in Metz, Verdun, Cambrai, Trier, wo zweimal nacheinander Verwandte Ottos den Stuhl bestiegen, was auch in Würzburg der Fall war, dann vor allem in Köln und Mainz; jenes erhielt der Bruder, dieses ein natürlicher Sohn Ottos. Es war das dem „Herrschertum“ beigesellte „königliche Priestertum“, in dem Otto nach den ihm von Ruotger in den Mund gelegten Worten den „höchsten Trost“ für seine Regierung fand¹⁾.

Über die steigende Bedeutung der Bischöfe am Hofe reden die Urkunden eine stille, aber sehr deutliche Sprache. Die Wirkungen von Schenkungen und Rechten durch Bischöfe überflügeln weit die durch weltliche Grosse, namentlich in der Zeit nach der Kaiserkrönung, seit der die Politik Ottos überhaupt festere und grössere Formen annahm. Und dabei handelt es sich nicht bloss um Fürbitten für Angehörige ihrer Diözesen, sondern die bischöflichen Interventionen greifen darüber weit hinaus²⁾: der Episkopat war der massgebende Faktor im Reiche geworden. Mit diesen Dingen war freilich noch keine landesfürstliche Stellung für die Bischöfe errungen, aber sie folgte auf der von Otto d. Gr. gewiesenen Linie in der kommenden Zeit von selbst nach. Die weitem sich rasch folgenden Etappen waren die Erweiterung der Immunitätsprivilegien für den kirchlichen Grundbesitz, die Zunahme der Zoll-, Münz- und Marktgerechtsame, die Übertragung der Grafenrechte an Bischöfe und Äbte³⁾. Das braucht im einzelnen hier nicht weiter verfolgt zu werden; es genügt daran zu erinnern, dass Bruno mit seiner Erwerbung der politischen Hoheitsrechte über die Stadt Köln eine Vorausnahme dieser Entwicklung zum Landesfürstentum darstellt und mit seiner zeitweiligen Vereinigung

1) Vita Brun. c. 20.

2) P. Kehr, Zur Gesch. Ottos III. (Hist. Zeitschr. Bd. 66 [1891]) S. 409 f.

3) Vgl. A. Hauck a. a. O. S. 28 ff., 56 ff.

von Kirchen- und Herzogsgewalt das hochragende Symbol der Zukunft ist.

Wir müssen der Versuchung widerstehen, den Blick auf die kommenden Jahrhunderte zu richten und zu zeigen, wie von diesem Ausgangspunkte her auf der einen Seite die deutsche Kirche zu nie wieder erreichtem Glanz und zu nie wieder erreichter Macht aufstieg, und wie durch sie die Regierung des Reiches wesentlich bestimmt wurde, wie sie aber auf der andern Seite sich auch wieder auf den Weg des Nationalkirchentums begab, das in merowingischer Zeit und noch unter Karl d. Gr. die Schwäche der fränkischen Kirche gewesen war, und wie ferner in der Kirchenpolitik Ottos und Brunos die Wurzeln des so unendlich verwirrenden und zerstörenden Investiturstreites liegen, war doch schon unter Otto d. Gr. die Übertragung des Bistums durch Überreichung des Stabes seitens des Königs üblich geworden¹⁾, an der die kirchliche Auffassung später so gerechten Anstoss nahm und in der sie den Urgrund der Übel erblickte. Das hat schwerlich jemand damals vorausgesehen, wohl aber ahnten manche die drohende Verweltlichung des höchsten geistlichen Amtes, das Zurücktreten der kirchlichen Pflichten hinter die weltlichen, was die spätere Entwicklung nur zu sehr als richtig bestätigt hat. An dieser Stelle setzte die zeitgenössische Kritik gegen Bruno ein. Dass es nicht vereinzelt und bedeutungslose Stimmen waren, die sie übten, beweist der Eifer, mit dem noch nach seinem Tode der Biograph in zwei verschiedenen Kapiteln (cc. 20 und 23) seines Werkes sie zurückweisen sich bemüht, beweist auch die Erregung, die ihm dabei in der Feder zittert. „Verkenner der göttlichen Vorsehung“, Leute ohne „gesundes Urteil“, Menschen die „in die Finsternis hineintappen“ nennt er (c. 23) diese Gegner. Auch Widukind (I, 31), der Verfasser der Sachsengeschichte, obwohl er Bruno nur mit ein paar Worten erwähnt, glaubt ihn verteidigen zu müssen.

Kein Wunder, denn an der Spitze der hochkirchlichen Opposition stand der erste Prälat des Reiches, der alte Erzbischof Friedrich von Mainz. „Man wird vielleicht einwenden“, so lässt die Lebensbeschreibung Brunos (c. 20) König Otto zu diesem sagen, „man wird vielleicht einwenden, durch Kampf mit den

1) Ebd. S. 52 f.

Waffen seien diese Dinge (nämlich die Wirren in Lothringen) beizulegen, was nicht deine Aufgabe sei, nicht der Würde deines Amtes gezieme. Du siehst, wie viele mit solchen Worten, die von trügerischer Überhebung zeugen“, jener Erzbischof verführt. Friedrich, in jeder Hinsicht ein hervorragender Mann, war keineswegs ein Gegner der politischen Betätigung der Bischöfe überhaupt; er selbst hat sie vielmehr zeitlebens in vollem Masse geübt. Aber die Vermischung der beiden Pflichtenkreise, der Schaden, den das geistliche Amt dabei erfahre, das „Befassen mit der Sache des Volkes und den Gefahren des Krieges, da der Bischof doch nur die Sorge für die Seelen übernommen habe“, wie Ruotger (c. 23) es ausdrückt — das verwarf er. Der Mainzer war eine ernste, seeleneifrige Natur und hatte starke aszetische Neigungen¹⁾, aus dieser Gesinnung gingen seine Bedenken hervor²⁾. Er war kein Feind Ottos und seiner Reichsidee³⁾, aber

1) Aus einem Schreiben Papst Leos VII. an ihn (Jaffé, Reg. Pont. Rom.² nr. 3613) ersehen wir, dass er bald nach Antritt seines Amtes sich vom römischen Stuhl hatte bevollmächtigen lassen, als dessen Legat in ganz Deutschland den Welt- und Ordensklerus zu reformieren. Daran hatte seit der Zeit des hl. Bonifatius kein Mainzer Erzbischof mehr gedacht, wie sich daraus ergibt, dass Friedrich bei seiner Bitte sich nur auf die diesem erteilten Privilegien berief, nicht auf die anderer aus seinen Vorgängern. Über seine vielseitige Reformtätigkeit innerhalb und ausserhalb seines Bistums s. Hauck a. a. O. III, 38 f. In der Fastenzeit pflegte er sich zu Einsiedlern und Inklusen zurückzuziehen, um ein Leben der Kasteiung zu führen (Widukind, Res gesta Saxon. III, 13. Ed. G. Waitz³, Hannover 1882 S. 63).

2) Früher (Annalen a. a. O. S. 56 A. 1, S. 57 A. 1), habe ich nach dem Vorgange Haucks (a. a. O. III, A. 1) auch den Brief herangezogen, den ein sonst unbekannter Priester Gerhard an Friedrich von Mainz (Jaffé, Mon. Mogunt.; Biblioth. rer. germ. III, 338—344) richtete, und eine Stelle aus ihm in eine wenigstens entferntere Beziehung auf die Bruno-Frage gebracht. Allein inzwischen habe ich mich überzeugt und anderswo (Neues Archiv XL, 419—426) nachgewiesen, dass der Brief in den Anfang der Regierungszeit Friedrichs (937—954) gehört. Bestehen bleibt, dass er von einer in Mainz vorhandenen Richtung zeugt, die auf kirchliche Reform drang und jedes Übergreifen der weltlichen Gewalt in das geistliche Gebiet bekämpfte.

3) Über die politischen Konflikte Friedrichs mit Otto d. Gr. und ihre Beweggründe gehen die Ansichten sehr auseinander (s. W. Norden, Erzbischof Friedrich von Mainz und Otto d. Gr. Berlin 1912, S. 25 ff.). Für uns kommt weniger auf sie an.

die neueste Wendung in der Kirchenpolitik, wie sie in der Übertragung der Herzogsgewalt an den Erzbischof von Köln gipfelte, missbilligte er. Immerhin könnte man nebenher auch an den Einfluss persönlicher Eifersucht gegen diesen denken, da durch die Erhebung Brunos der Glanz Kölns seinen Stuhl zu verdunkeln schien. Indes auch sein Nachfolger Wilhelm, der Sohn Ottos d. Gr., der mit seinem erzbischöflichen und erzherzoglichen Oheim von Köln im innigsten Einvernehmen stand, hat die Auffassung Friedrichs geteilt, ja sie noch schärfer zum Ausdruck gebracht. In einem Schreiben an Papst Agapet II. vom Jahre 955 klagt er mit sichtlichem Anspielung auf Bruno: „Bischöfe werden Herzog und Graf, der Bischof legt sich die Tätigkeit von Herzog und Graf bei“. Der Gegensatz war also grundsätzlicher Art und ging tief; er wurzelte, wie der Zusammenhang jener Worte mit dem übrigen Inhalt des Briefes lehrt, in der Sorge um die kirchliche Freiheit und um die geistlichen Aufgaben der Bischöfe. Gleichwohl hat der Widerspruch nicht vermocht, das neue kirchenpolitische System, das in Bruno seine erste und greifbarste Verkörperung fand, zu beseitigen oder auch nur zu hemmen; es ist das ganze deutsche Mittelalter beherrschend geworden. Aber damals bildeten Köln und Mainz die entgegengesetzten Pole in der innern Kirchenpolitik.

Auf die Gründe der Gegner war es schwer, vom kirchlichen Standpunkte aus etwas Stichhaltiges zu erwidern. Die Sachwalter Brunos sind dieserhalb auch offenbar in Verlegenheit. Ruotger beruft sich auf geschichtliche Beispiele, unterlässt aber wohlweislich sie anzuführen (c. 23). Widukind muss, um sie zu finden, auf die Richter des Alten Testaments zurückgehen, die zugleich Priester gewesen seien (I, 31). Besser ist die Hervorkehrung des opportunistischen Moments, der Hinweis auf die für Reich und Kirche in gleichem Masse glücklichen Erfolge des Erzbischofs in Lothringen, nämlich die Erringung des Friedens, in dessen religiös-politischem Sinn das Mittelalter, auf der Lehre des heiligen Augustinus fussend, bekanntlich das Ideal der Weltordnung gipfeln liess. Mit Recht aber konnte der Biograph an die makellose Persönlichkeit Brunos erinnern, der Ehrgeiz und weltliche Herrschsucht fern gelegen hätten und er dessen leuchtende kirchliche Wirksamkeit. Zu dieser müssen wir uns nun wenden.

Von einem Kirchenfürsten, der so auf der Höhe der Macht stand und seinen Einfluss über ganz Lothringen und selbst bis in

Frankreich hinein erstreckte, und der dabei so stark kirchlich empfand und ein Mann der Tat war, hätte man vielleicht eine weitausgreifende und in grossem Stile sich entfaltende kirchliche Wirksamkeit erwarten können. Allein derselbe Charakterzug, den wir in seinem politischen Auftreten fanden, zeigt sich auch hier: im grossen und ganzen beschränkte sich der Erzbischof auf die ihm anvertraute Diözese. Das fällt um so mehr auf, als er ehemals als Vorstand der königlichen Kanzlei gewohnt war, den kirchlichen Angelegenheiten des ganzen Reiches sein lebendiges Interesse zuzuwenden, was auch sein Biograph nicht unterlässt stark zu betonen (c. 9). Bei dem Oberhirten des Kölner Metropolitansprengels aber hören wir nicht einmal etwas von der Abhaltung eines Provinzialkonzils, an der es doch die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg in der unmittelbar vorhergehenden Zeit nicht hatten fehlen lassen¹⁾. Bruno konzentriert die Sorge, sich selbst bescheidend, auf sein Bistum. Ganz hat allerdings das Hinausgreifen auf einen weitem Umkreis nach der Versicherung Ruotgers (c. 33) nicht gemangelt, aber es scheint mehr Beispiel oder Anregung und mehr das Wirken durch den Geist seiner Schüler als eigene Tat gewesen zu sein. Jedenfalls ist von solchen Dingen nichts überliefert.

Selbst innerhalb der Erzdiözese hat, abgesehen von der Stadt Köln, seine regelmässige bischöfliche Arbeit, wie sich diese in der Aufsicht über die Pfarrverwaltung, in Sendgerichten, in der Weihe von Kirchen und in Visitations- oder Firmungsreisen äussert, keinerlei Quellenspur hinterlassen²⁾, während wir in dieser Hinsicht über die eifrige Tätigkeit seines Zeitgenossen, des Bischofs Ulrich von Augsburg, gut unterrichtet sind³⁾. Ohne Zweifel hat Bruno in diesen Punkten seine Pflicht getan, wie sich schon daraus ergibt, dass er in vielen Gemeinden des Bistums für die Errichtung oder Wiederherstellung kirchlicher Gebäude Sorge trug

1) Hefele, Conciliengeschichte. Freiburg 1879. IV, 589 ff.

2) Die Angabe von Jacobs, Bruno habe 957 die Clemenskirche bei Werden geweiht (Gesch. d. Pfarreien im Gebiete des ehemaligen Stifts Werden a. d. Ruhr. Düsseldorf 1893. I, 31) ist nur durch einen nicht sehr zuverlässigen Chronisten des 17. Jahrh.'s gestützt.

3) Hauck a. a. O. III, 47 f. Derselbe bemerkt von Ulrich: „In der Tat scheint der geistliche Ton bei ihm um einen Grad stärker hervorgetreten zu sein als bei Brun“.

(c. 33), was ja eine genauere Kenntnis der Verhältnisse voraussetzte. Es ist jedoch nicht gerade in hervorstechendem Grade gewesen (c. 22), wie denn auch sein Lobredner nur zu sagen wagt, nicht leicht habe seine bischöfliche Amtsführung von Neidern und Verkleinerern getadelt werden können (c. 23). An solchen hat es nicht gefehlt, schon wegen der politischen Leidenschaften nicht, die seine Erhebung auf den Kölner Sitz und seine Bekleidung mit der Herzogsgewalt in dem von Parteien zerrissenen Lothringen gegen ihn entfesselt hatte (c. 15). Auch sein bewundernder Lebensbeschreiber findet es nötig, ihn wegen der seltenen Abhaltung von Beratungen mit den Äbten und Vorstehern der Geistlichkeit, also von Diözesansynoden, zu entschuldigen (c. 32). In der Tat mussten die vielfachen Staatsgeschäfte und die längern Reisen nach Frankreich hemmend einwirken. Dagegen ist rühmend hervorzuheben, dass er auch dem Volke oft predigte und dabei an dessen Nöten warmen Anteil nehmend zum echt religiösen Troste gern über das glücklichere Jenseits sprach (cc. 29 und 33).

Im allgemeinen aber ging sein Wirken mehr auf das Grosse und Organisatorische, was ihm ja auch als Staatsmann näher lag. Auf die Reform des kirchlichen Lebens war sein Blick gerichtet. Wir kennen nun zwar die Zustände der Erzdiözese in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts nicht, wie sie auch aus dem übrigen Deutschland wenig bekannt sind. Sie werden indes, ohne gerade tief gesunken zu sein — dies hätte doch in den Quellen dieser Zeit trotz ihrer Dürftigkeit irgendwelchen Niederschlag hinterlassen — dem Ideale wenig entsprochen haben. Jede kirchliche Reform setzt aber naturgemäss bei der Geistlichkeit ein, und so war es auch hier. Von der Erkenntnis geleitet, dass Gottesdienst und Seelsorge besser als durch Gesetze und Massregeln durch stärkere Belebung des priesterlichen Geistes gehoben werden, legte der Erzbischof auf diese den Nachdruck. Es kam ihm darauf an, den Klerus sittlich, religiös und kulturell zu erneuern, wobei er in der Reform der Sitten die Grundlage sah. „Überfluss der Kleidung, Ungleichmässigkeit der Lebensführung und was immer in dieser Art Verweicheltes und Unpassendes in seiner Kirche erblickt wurde“, sagt die Vita, suchte er „durch geistige Beschneidung, was der Anfang der Weisheit ist, auf das Sorgfältigste zu entfernen“ (c. 21). Ein Hauptgedanke war die

geistige Einheitlichkeit des Klerus, die auch eine Einheitlichkeit des priesterlichen Wirkens verbürgen musste (c. 21).

Da nun für eine nach dieser Richtung strebende Besserung das grösste Hemmnis in der Vereinzelung des Geistlichen liegt, ein Zusammenfassen zu Gemeinschaften hingegen die Reform erleichtert und ein gegenseitiges Sichstärken bewirkt, so beförderte er mit aller Kraft an grösseren Kirchen die Bildung von Kollegiatkapiteln. Damit ward auch zugleich eine bessere Regelung des häuslichen Lebens und des Kirchenvermögens erreicht (c. 21). Aber nicht selbstgenügsam ihre Tage zubringende und bloss dem Chordienst sich widmende Kanoniker wollte er, sondern Seelsorgspriester, daher wandelte er in der Stadt Köln sämtliche Pfarrkirchen, soweit sie nicht bereits Stiftskirchen waren, in solche um; insbesondere traf dieses die Kirchen St. Andreas und (Gross) St. Martin¹⁾. Aber auch an vielen andern Orten des Bistums ward „um die Wette“, wie der Biograph sich ausdrückt (c. 31), in gleicher Weise vorgegangen; speziell wissen wir dies von Soest²⁾. Ja, auch im übrigen Lotbringen wirkte die Reform weiter; durch Bruno angeregt, gründete sein Schüler Eberacher in Lüttich zwei neue Stifte mit je dreissig Kanonikern³⁾. Wie sehr dem Oberhirten diese Gründungen am Herzen lagen, beweist am besten sein Testament, das den Kollegiatstiften und, abgesehen von dem Kloster St. Pantaleon, nur diesen reiche Schenkungen zuwandte, sowohl den Kirchen und Altären als auch den geistlichen Kollegien⁴⁾. Die Beförderung des Stiftskirchenwesens war sein bevorzugtes Lebenswerk. Hierbei griff er auf einen Gedanken der frühkarolingischen Kirchenreform zurück, der sich offenbar bewährt und nur im Laufe der Zeit seine Kraft verloren hatte. Damals erhielten die Stiftskirchen auch ihre Verfassung durch eine von dem Bischof Chrodegang von Metz entworfene und auf dem Aachener Konzil von 816 weitergebildete Regel. Da wir nichts von einer gesetzgeberischen Tätigkeit Brunos auf diesem Gebiete hören, so ist anzunehmen, dass er sich an die altchwürdige Form anschloss.

Dem Bemühen, die Einrichtung der Kanoniker auszubreiten

1) Annalen 91, 71 A. 2, 121 A. 6, 125 f.

2) Annalen 91, 124.

3) Annalen 88, 69 A. 1.

4) Annalen 91, 111 f. 119 ff.

und zu reorganisieren, ging die Obsorge für die in Kanonissenstiften vereinigten gottgeweihten Frauen zur Seite. Von Neugründungen erfahren wir nichts, aber Köln besass schon drei bedeutende Klöster dieser Art, womit dem Bedürfnisse wohl genügt war. Das älteste und grösste, St. Maria im Kapitol hat er wahrscheinlich reformiert¹⁾, dieses und die beiden andern, St. Cäcilien²⁾ und St. Ursula, in seinem Testamente freigebig mit Vermächtnissen bedacht³⁾, wodurch sein lebhaftes Interesse auch an dieser Institution bekundet ist. Fand er für die Kanoniker sein Vorbild in der fränkischen Kirche des 8. Jahrhunderts, so geht sein Interesse für die Kanonissen wohl auf das Beispiel der sächsischen Heimat zurück, wo die vornehmen Frauenklöster blühten⁴⁾. Die zu neuem Leben erweckten Stifte Kölns sind das Gegenstück zu Essen. War hier das sächsische Element vorherrschend, so werden die kölnischen Klöster das einheimische zu seinem Rechte haben kommen lassen.

Die Änderungen, die der Erzbischof bei den Kanonikern und Kanonissen durchführte, müssen stellenweise einschneidender Art gewesen sein, so dass sie auf Widerstand stiessen (cc. 23, 34); des nähern hören wir solches von St. Maria im Kapitol und von St. Andreas (c. 34). Aber er schritt, das Ziel im Auge und auch den Zwang nicht verschmähend, über die Hindernisse hinweg (c. 34).

Das höhere religiöse Leben wusste Bruno nicht bloss im Klerus und in der Frauenwelt zu schätzen und zu hegen, er hatte auch alles Verständnis für das Verlangen danach bei einzelnen Laien, wie sich dieses in dem während des ganzen Mittelalters

1) Annalen 88, 71 A. 2.

2) N. Michel, Das alte freiherrliche Kanonissenstift St. Cäcilien in Köln, Saarlouis 1914, S. 8 behauptet, eine Schwester Brunos, Berthsuitha oder Berensinta, sei Äbtissin gewesen. Allein ein Memorienbuch aus der Mitte des 14. Jahrh. (S. 95. 98) kann dafür kein Beweis sein. Jener Name ist den Quellen des 10. Jahrh. vollständig unbekannt; sie kennen nur zwei Töchter Heinrichs I., Gerberga, die Gemahlin des Herzogs Giselbert von Lothringen und später des Königs Ludwig IV. von Frankreich, und Hathui, die Gemahlin des Herzogs Hugo von Franzien. Ferner müsste doch der Name jener Königstochter und Äbtissin in irgendeiner Schenkungsurkunde Heinrichs I., oder Ottos d.-Gr. auftauchen und müsste im Testamente Brunos, das St. Cäcilien so reich bedenkt, etwas von ihr durchschimmern, was beides aber nicht der Fall ist.

3) Annalen 91, 122 ff.

4) S. ob. S. 3.

verbreiteten Klausnerwesen äusserte. Es ist nun eine interessante Beobachtung, dass er Leute dieser Art nicht etwa in Ordensklöster drängte, in die Klöster, die ja damals noch vielfach aus Nichtgeistlichen bestanden, und zwar ohne dass diese zu dienenden Brüdern herabsanken. Aus dem Grunde ist es interessant, weil er hinsichtlich der Kleriker, wie wir gesehen haben, den höchsten Wert auf das religiöse Gemeinschaftsleben legte. Dass hinter dieser Verschiedenheit ein prinzipieller Gedanke lag, verrät uns eine Bemerkung des aus vertrauter Kenntnis schöpfenden Lebensbeschreibers. Ruotger sagt, die leitende Idee bei der Sammlung der Geistlichkeit in Kollegiatstiften sei gewesen, dass der einzelne sein persönliches Heil einzig durch die vollste Hingabe an das Amt zu wirken habe¹⁾. Mit andern Worten: nicht um persönliche Frömmigkeit zu pflegen, sei der geistliche Stand da, sondern um der Kirche zu dienen und eben durch diesen Dienst das Seelenheil seiner Glieder zu erreichen. Wer jenes wollte, konnte Laie bleiben und sich selbst und seinem individuellen religiösen Bedürfnisse leben. Auch dieser berechtigten Neigung wurde Raum gegeben. Daher die liebevolle Pflege des Einsiedlerlebens durch den Erzbischof, das so zu einer eigenen Form pastoraler Fürsorge ward. Jeder religiösen Neigung und Lebensweise sollte er gerecht werden²⁾.

Um jedoch der Gefahr, die in der Vereinzelung lag, zu begegnen, schuf er eine förmliche Organisation des Eremitentums (c. 33). Jeder hatte sich dauernd an eine bestimmte Kirche anzuschliessen, wo er in einer Zelle als Rekluse lebte, bald ein einzelner, bald je zwei bei einer Kirche, jedoch in getrennten Klausen. Nicht sich selbst blieben sie überlassen, es wurden ihnen vielmehr bestimmte religiöse Vorschriften, eine Art Regel gegeben. Auch konnten sie nicht nach Willkür ein solches Reklusenleben wählen, sondern bedurften dazu einer kirchlichen Ermächtigung. Andererseits sorgte auch der Erzbischof für den

1) C. 21: instituit, ut multitudinis, quae in diversis congregationibus erat, unum cor esset et anima una , ut divinis ministeriis omnes, quorum id intererat, intentissime secundum praefixam sibi regulam viverent nec aliam sibi suae salutis causam ullatenus aestimarent.

2) C. 33: ut cuiuscumque affectus sive conditionis homines, si Deum quaererent, inter eius discipulos aut probari possent aut erudiri.

Lebensunterhalt und liess ihnen an allen Apostelfesten des Jahres besondere Geschenke reichen. So wurde das Einsiedlerwesen, das bei dem Mangel an Eremitenorden oder der Kontemplation dienenden Klöstern in Deutschland einem religiösen Bedürfnisse entsprach, in geordneter Bahn gehalten und der Aufsicht der Kirche unterstellt.

Angesichts dieser vielfachen und eifrigen Bemühungen um die Pflege des aszetischen Leben muss es einigermassen überraschen, dass wir nichts von einer Reform oder sonstigen Förderung der eigentlichen Klöster vernehmen. Doppelt auffällig scheint dies zu sein, wenn man erwägt, dass seit einem Menschenalter im westlichen Lothringen durch Gerhard von Brogne und Johannes von Gorze eine mächtig ausgreifende Klosterreform am Werke war¹⁾ und durch die innere Erneuerung der Doppelabtei Stablo-Malmedy auch das Gebiet des Erzbistums erreicht hatte, und dass Brunos intimer Schüler Bischof Theoderich von Metz, in demselben Geiste das Vincentiuskloster seiner Bischofsstadt errichtete²⁾. Indes ist zu bedenken, dass der Erzbischof in seiner Diözese nur zwei Abteien vorfand, Malmedy und Werden, beide an der Grenze gelegen, jene nach Lüttich, diese nach Sachsen hin, und dass dieselben auch dorthin ihre geistigen Beziehungen hatten, dass ferner Malmedy aufs engste zusammenhing mit dem ganz nahe auf Lütticher Boden befindlichen Stablo, zudem auch bereits reformiert war, Werden aber aus einem Familienkloster der Liudgeriden ein königliches Schutzkloster geworden war³⁾ und sich seiner jungen Freiheit erfreuend über diese wohl eifersüchtig gewacht haben wird. Neugründungen aber liessen sich nicht aus dem Boden stampfen, und der vorzeitige Tod Brunos mag, wenn er anders die Absicht hatte, dazwischen getreten sein.

Eine Neugründung jedoch hat er sogleich zu Beginn seiner Amtsführung ausgeführt, die von St. Pantaleon in Köln, das bis dahin eines Männerklosters entbehrte. Aber gerade diese Stiftung war nicht von der Absicht der Klosterreform eingegeben, sondern verdankte, wie wir gesehen haben (oben S. 12) dem Wunsche des Erzbischofs, eine Stütze für sein kirchlich-religiöses

1) Hauck a. a. O. III, 346—368.

2) Ebd. S. 367.

3) H. Notarp, Das Ludgersche Eigenkloster Werden im 9. Jahrh. (Histor. Jahrb. XXXVII, [1916]) S. 92 f.

Wirken in Lothringen zu haben, seine Entstehung. Dazu waren Mönche aus der Schule eines Gerhard und Johannes, deren weltabgewandter mystischer Geist nur auf Ascese gerichtet war, wenig brauchbar. Es mussten Männer nach der Art der deutschen Königsklöster mit kirchenpolitischem Sinn und vor allem Sachsen sein. So entnahm Bruno die Ordensleute, die St. Pantaleon bevölkerten, aller Wahrscheinlichkeit nach dem sächsischen Korvei, das von den lothringischen Klosteridealen ganz unberührt geblieben ist. Jedoch ernste Zucht, ein unverbrüchliches Festhalten an der Regel St. Benedikts verlangte er auch von diesen, wofür sowohl das Glückwunschbriefchen zur Weihe des ersten Abtes (c. 28) als auch die Zurückführung der von ihm vor der Erhebung zur Bischofswürde verwalteten Klöster zu einem streng regulären Leben (c. 10) Beweise sind.

Trotzdem lässt sich nicht verkennen, dass Bruno der Eigenart des neuen Ordensgeistes, wie er in Westlothringen aufgeblüht war, wahrscheinlich kühl gegenüber stand. Zwar was dort in erster Linie erstrebt wurde und von jeder ernsthaften Reform erstrebt werden musste, nämlich Befreiung der Klöster aus der Hand von Bischöfen oder weltlichen Herren, Selbstverwaltung und Verwendung des ganzen Vermögens zu den eigenen Zwecken, freie Abtswahl, hat auch er als notwendig eingesehen und grossherzig seinen eigenen Klöstern, namentlich Lorsch gewährt (c. 10). Aber die Beschränkung der Ziele des Mönchtums auf die Pflege der persönlichen Vollkommenheit, der Verzicht auf wissenschaftliche Beschäftigung, der beherrschende Zug der Mystik, alles das, wodurch die neuen lothringischen Klöster sich auszeichneten, scheint weniger seiner Auffassung entsprochen zu haben. Tätiges Leben, Dienst an Kirche und Vaterland, Wissenschaft waren seine eigenen Ideale, und diese waren im Klerus besser durch das reguläre Leben der Kollegiatstifter zu verwirklichen. Gewiss besass der Erzbischof eine tiefe und aufrichtige Frömmigkeit, aber sie war mehr einfacher und kernhafter Natur und suchte Befriedigung auf dem gemeinen Wege des musterhaften Christen und Geistlichen. Daher mag ihm das volle Verständnis für das, was in Brogne und Gorze erstrebt wurde, gefehlt haben, und die von dort kommende Stimmung von ihm nicht weiter geleitet worden sein. In diesem Betracht tut sich, wie in dem kirchenpolitischen, ein gewisser Gegensatz zwischen ihm und dem Erzbischofe Friedrich

von Mainz auf. Adalbert, der Fortsetzer des Regino, einst selbst Mönch in dem Reformkloster St. Maximin in Trier, rühmt diesen als „einen in heiliger Religiosität eifrigen und höchst lobenswerten Mann“¹⁾, und der einer andern Ordensidee huldigende Mönch Widukind von Korvei berichtet, dass derselbe sich regelmässig mit Einsiedlern zu einem strengen Leben zeitweilig zurückzog²⁾. Seiner Geistesrichtung entsprechend ging er scharf auf Reinigung der Klöster aus, wozu er sich von Papst Leo VII. eigens hatte bevollmächtigen lassen³⁾, und mancher Klosterbruder sah sich gezwungen, die Kutte abzulegen⁴⁾; Widukind spricht mit schlecht verhaltenem Ärger sogar von einer schweren Verfolgung der Mönche⁵⁾. Das ist das Urteil eines Korveier Mönches, und aus Korvei hatte Bruno sein Pantaleonskloster besiedelt, wodurch auch auf seine Stellung in dieser Frage ein Streiflicht fällt⁶⁾.

1) Contin. Regin. a. 954 (Ed. F. Kurze. Hannov. 1890 p. 168).

2) Res gestae Saxon. III, 13 (Ed. G. Waitz³. Hannov. 1882 p. 63).

3) Jaffé, Regesta Rom. Pont.² n. 3613.

4) Widukind a. a. O. II, 37 p. 55.

5) Ebd. Wenn Widukind zu verstehen gibt, dass nur persönlicher Zorn auf Fulda und dessen Abt den Erzbischof dazu getrieben habe, so ist darauf wegen der Parteistellung des Geschichtsschreibers nichts zu geben.

6) Der entgegengesetzten Auffassung ist Hauck a. a. O. III, 373 f. Bruno hat nach ihm vor allem dazu beigetragen, den westlothringischen Ordensgeist nach dem übrigen Deutschland hinüberzuleiten; er habe schon in seiner Jugend einen tiefen Eindruck von ihm empfangen; seine eigenen Klostergründungen (?) hätten sich in derselben Bahn bewegt. Was er jedoch zum Beweise auführt, hält nicht Stand. Dass Bruno durch seine Erziehung in Utrecht den überrheinischen Verhältnissen nahe kam, ist zwar richtig, aber es lässt sich keine Spur davon aufzeigen, dass Utrecht oder dessen Umgegend oder der Bischof von der Klosterreform irgendwie berührt waren, und der 4- bis 15-jährige Knabe, der Bruno damals war, wird sich schwerlich schon für solche Dinge interessiert haben. Wenn er selbst als Kommendatarabt auf Beobachtung der Regel drang und sie sogar mit Gewalt durchsetzte, so ist das zwar ein Zeichen, dass er von jeher die Zucht hochhielt, nicht aber dass er für die speziell lothringische Art eingenommen war. Aus der Tatsache ferner, dass Otto I. auf seine Fürsprache dem reformierten St. Maximin in Trier alle Kirchen zurückgab, folgen nicht notwendig besondere Beziehungen zu diesem Kloster und noch weniger eine Begeisterung für den daselbst herrschenden Geist; denn neben Bruno erscheinen in der Urkunde (DO nr. 122, S. 204) als Fürbitter auch Herzog Heinrich von

Schon oben (S. 26) ist die Überzeugung des Erzbischofs berührt worden, dass eine tiefere wissenschaftliche Bildung für Geistliche, wenigstens für die zu den höheren Ämtern bestimmten, angestrebt werden müsse. Dieses gehörte zu seinem Regierungsprogramm. Er selbst war nach dem Massstabe der Zeit ein Gelehrter (s. unt. S. 36—39) und am Hofe Ottos d. Gr. der anfeuernde und tätige Mittelpunkt eines hochgehenden wissenschaftlichen Lebens gewesen, stets bemüht, den Schatz des eigenen Wissens durch ernstes Studium zu bereichern (c. 5—8). So kann es kaum anders sein, als dass er die Domschule, die ohne Zweifel in Köln bestand — hatte doch auch das Bonner Cassiustift eine Schule —, emporhob und zu grössern Leistungen befähigte. Zeugen dafür sind die geistig bedeutenden Bischöfe, die aus ihr hervorgingen¹⁾, ein Eberacher von Lüttich, Theoderich von Metz, Gerhard von Toul, Wikfrid von Verdun. Ihr eigenes bischöfliches Wirken zeichnete sich gerade durch Förderung gelehrter Bildung aus — ein starkes Echo, das die Kölner Schule zu Brunos Zeit hervorrief. Noch von andern „in jedweder Art kirchlicher Amtsverwaltung höchst erprobten Männern“ weiss seine Biographie als Schülern zu berichten (Praef.), wenn sie auch leider die Namen nicht nennt. Ebenso verdeckt für uns die Lehrer und ihren Schulbetrieb das Schweigen der Quellen. Der Geist und die zeugende Kraft gingen vom Erzbischof selbst aus, der trotz der Last der Kirchen- und Staatsgeschäfte gern theologische Gespräche führte und in Disputationen seinen Scharfsinn leuchten

Baiern und Konrad von Lothringen, denen man keine Vorliebe für Klosterreform nachsagen kann; das Eintreten Brunos für die Abtei erklärt sich zur Genüge durch den Umstand, dass der Erzbischof Rodbert von Trier sein Oheim war. Was sodann die Gründung von St. Pantaleon in Köln angeht, auf die sich Hauck beruft, so beweist diese gerade das Gegenteil (s. ob. S. 26). Die weitem von ihm angeführten Gründungen oder Wiederherstellungen von Klöstern beruhen auf Irrtum: was in Soest und in St. Martin entstand, waren Kollegiatstifte (s. Annalen 91, 121 A. 6); das Chron. S. Martini, das Bruno einen Lorscher Mönch berufen lässt (MG. SS. II, 214), ist eine Fälschung des 18. Jahrhunderts (Oppermann in der Westdeutsch. Ztschr. f. Gesch. und Kunst 19 [1900], 279 ff.).

1) Sigebertus, Vita Deoderici c. 2 (MG. SS. IV, 464): sub eo [Brunone] in sanctae Coloniensis ecclesiae gymnasium per diutina diludia liberali tyrocinio est exercitatus et per diuturna pro ludia laudabiliter probatus. Vgl. Widricus, Vita S. Gerardi (ib. IV, 491).

liess (cc. 29, 33, 37), ganz so wie er es früher am Hofe getan hatte. In einem Teile der Kölner Geistlichen, und zwar auch der hohen Geistlichen, hat es ihm nicht an Gegnern dieser wissenschaftlichen Bestrebungen gefehlt (cc. 14, 29). Es waren vermutlich Männer der ältern Generation, die, selbst in dürftigem Wissen aufgewachsen und der Bequemlichkeit des Herkommens huldigend, durch den geistigen Aufschwung sich in den Schatten gestellt sahen; vielleicht auch solche, die mit dem unzufriedenen Adel Lothringens zusammenhingen oder der kirchenpolitischen Richtung der Ottonen ablehnend gegenüber standen, ähnlich wie der Erzbischof von Mainz, und die nun ihre missgünstige Kritik auch an diesen Dingen ausliessen. Bruno ertrug es mit Schmerz, strafte sie aber durch Fernhalten von seinem persönlichen Umgange, mochten sie auch sonst vermöge ihrer Stellung darauf ein Anrecht haben (c. 29). So ging ein Gegensatz durch den Klerus: der ältere und einheimische, der dem Herkommen huldigte, sah sich zur Seite gedrängt; der jüngere und fremde, von den neuen Idealen erfüllt, nahm um den Erzbischof geschart, eine herrschende Stellung ein.

Dem Bildungsseifer ging eine lebhaftere Tätigkeit für die Kunst zur Seite. Selbst wenn die zahlreichen Denkmäler, die wenigstens in der literarischen Überlieferung ihre Spuren hinterlassen haben, dafür kein Beweis wären, müssten wir so ohne weiteres annehmen. Denn auf sächsischem Boden, in dem ja des Erzbischofs ganzes Wesen wurzelte, begannen damals Architektur und Elfenbeinskulptur sich zu einer wirklichen Blüte zu entfalten, und gerade in jenen Stiftungen, die unter dem unmittelbaren Einflusse der Königsfamilie standen, wie Quedlinburg und Gernrode erhoben sich in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts kunstvolle Kirchenbauten, die den frühromanischen Stil dort eröffnen. Da nun dem sächsischen Prinzen auf dem Erzstuhl des Niederrheins „königlicher Reichtum“ zur Verfügung stand, um mit der Vita (c. 11) zu reden, und die Ehre seines Hauses ihm nahelegte, sein Wirken durch monumentale Erinnerungszeichen bei der Nachwelt lebendig zu erhalten, wie schon seine Erziehung in Utrecht der Anlass gewesen war, dort Kirchen und Gebäude wieder herzustellen (c. 4), so musste er sich in Köln zum Bauen angeregt fühlen. Die tatkräftigen Bemühungen, die Kollegiatstifte zu heben und neue zu schaffen, gaben einen weiteren Anstoss.

Dennoch hören wir nichts von neugebauten Kirchen in der Stadt Köln¹⁾ selbst, wohl von solchen draussen im Bistum

1) Rahtgens, Die Kirche St. Maria im Kapitol zu Köln. Düsseldorf 1913, S. 39 nimmt einen Neubau dieser Kirche durch Bruno an, dem er die Anlage des Mittelschiffes und Westbaues zuschreibt. Noch weiter geht H. Eicken in einer Abhandlung über St. Maria im Kapitol in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur (1912? 1913?), indem er jener Zeit eine im Kerne des heutigen Werkes noch erhaltene dreischiffige Basilika mit östlichem Querhaus und polygonalem Chore nebst der Krypta und dem Westbau zuschreibt, so dass, abgesehen von der Dreikonchenanlage, die damalige Kirche die Ausdehnung der heutigen besessen hätte. Leider ist mir die Arbeit Eickens nicht erreichbar, weshalb ich mich auf den ausführlichen Bericht in der Literar. Beilage der Köln. Volksztg. 1913 S. 165 f. stützen muss. Aus diesem Grunde seien die folgenden Bemerkungen, soweit sie sich gegen Eicken richten, mit allem Vorbehalt gemacht.

Rahtgens wie Eicken erschliessen die Bautätigkeit Brunos an dieser Kirche lediglich aus der Bestimmung seines Testamentes: „monasterio et clastro perficiendo librae centum“, indem sie monasterium in der Bedeutung von Kirche nehmen, wie dies auch früher H. Schäfer (Annalen 74 [1902], 76) getan hat. Dagegen habe ich mich bereits (Annalen 91 [1911], 122 f. A. 3) gewandt und monasterium für die Bezeichnung der Stiftsgebäude im allgemeinen, allerdings mit Einschluss der Kirche, clastrum aber für die Bezeichnung des abgeschlossenen und besondern, zur Wohnung für die Kanonissen bestimmten Teiles erklärt. Nebenbei bemerkt, haben sich dort ein paar Druckfehler eingeschlichen: S. 123 Z. 2 der Anm. muss es statt „aber“ heissen „eben“ und Z. 14 ist vor clastrum ein Parenthesestrich zu setzen. Dem früher Bemerkten füge ich weitere Gründe bei. Im Testamente wird zweimal für „Kirche“ das Wort *ecclesia* gebraucht (hinsichtlich St. Pantaleon und Dom), in einem Testamente ist aber am wenigsten ein Wechsel des Ausdruckes für ein und dieselbe Sache anzunehmen, wenn dieser Wechsel missverständlich ist, wie es hinsichtlich des Wortes *monasterium*, das anerkannter Massen auch Kloster bedeuten kann, der Fall ist. Auch die *Vita* gebraucht *ecclesia* zur Bezeichnung von Kirche (cc. 27. 33. 34, in c. 33 gerade zur Unterscheidung von *monasterium*). Ferner ist zu beachten, dass das St. Cäcilien zuge dachte Vermächtnis dem *consummando monasterio* gilt. Da nun bei dieser Kirche an einem damals der Vollendung entgegengehenden Neubau wegen der Geschichte dieser Kirche, und weil nach der *Vita* c. 31 zu Lebzeiten Brunos die Kirche in gottesdienstlichem Gebrauche stehend vorhanden war, nicht zu denken ist, kann *monasterium* nur das Stiftsgebäude bezeichnen. Noch deutlicher spricht die auf Soest bezügliche Stelle des Testamentes: *monasterio et clastro Sosacio fundando librae centum*. Dass mit *monasterium* nicht die Kirche gemeint sein kann, geht daraus hervor, dass eine solche

(c. 33), wobei es sich indes nur um kleine und schlichte Werke gehandelt haben dürfte. Köln war damals schon eine prächtige Stadt, und keine glänzte in deutschen Landen wie sie durch ihre Kirchen (c. 11). Deshalb begnügte sich Brunos verständiger Sinn, auf Neubauten grossen Stils verzichtend, damit, bestehende zu erweitern. Dies erfuhr der 90 Jahre vorher vollendete Dom durch Anfügung zweier Kapellen am Westchor, die der Biograph als „bewundernswert“ preist (c. 31). Dies erfuhr ferner die kleine Kirche von St. Pantaleon, deren Erweiterung sehr erheblich gewesen sein muss, da hierzu im Testamente dreihundert Pfund Silber ausgeworfen sind, während für die Errichtung einer der Domkapellen nur hundert Pfund bestimmt waren. Vor allem wandte sich die Sorge des Oberhirten, entsprechend der vorwiegend organisatorischen Tätigkeit auf kirchlichem Gebiete, den Nutzbauten zu; die Stiftsgebäude von St. Maria im Kapitol, von

schon bestand; denn dem Altare derselben werden Geräte und Paramente vermacht. Wenn nun in dieser wie in der vorigen Stelle monasterium nicht die Kirche bedeuten kann, ist eine solche Bedeutung auch hinsichtlich St. Maria nicht anzunehmen, zumal nicht in der Bestimmtheit erfordernden Sprache eines Testamentes. Ferner handelt es sich bei St. Maria im Kapitol um ein sehr grosses Bauwerk, das sehr grosse Kosten beansprucht haben und bei dem frühen Tode des Erzbischofs, wenn dieser den Bau begonnen haben soll, noch weit vom Abschlusse gewesen sein muss. Für die Vollendung eines solchen Werkes wäre aber die vermachte Summe von nur hundert Pfund gar zu gering gewesen, zumal wenn man bedenkt, dass für einen blossen Kapellenanbau am Dome auch nur hundert Pfund, für den Erweiterungsbau der kleinen Kirche St. Pantaleon jedoch dreihundert Pfund bestimmt waren. Sodann wäre es schwer zu verstehen, dass der die Taten seines Helden sonst nachdrücklich hervorhebende Biograph ein so grosses Unternehmen mit Stillschweigen übergangen haben sollte, während er die Kirchenbauten ausserhalb Kölns die nur unbedeutend hinsichtlich ihres baulichen Umfanges gewesen sein können, wenigstens summarisch erwähnt, (c. 33) den blossen Anbau am Dom eigens hervorhebt (c. 31), im übrigen der einschneidenden Tätigkeit des Erzbischofs im Marienstift gedenkt (c. 34).

Wenn also Maria im Kapitol im 10. Jahrhundert einen Neubau erfahren haben sollte, so hat Bruno mit ihm schwerlich etwas zu tun. Monasterium et claustrum bilden, worauf auch der auf sie bezogene Singular perficiendum hindeutet, das ganze Stiftsgebäude im Unterschied zur Kirche allein; claustrum ist der für die (abgeschlossene) Wohnung der Kanonissen bestimmte Teil.

St. Cäcilia, die in Soest, das Kloster von St. Pantaleon und ein Hospital bei demselben entstanden unter ihm, alle freigebig im Testamente bedacht. Auch anderswo in der Erzdiözese liess er praktischen Zwecken dienende Bauwerke aufführen (cc. 22, 33), die jedoch nicht näher bezeichnet werden.

Wie er schon als junger Mann der kirchlichen Kleinkunst seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, indem er der Abtei Lorsch ein grosses Weihrauchfass aus Silber und zwei Glockenräder schenkte (c. 10), so stattete er auch am Rhein die Kirchen mit deren kostbaren Erzeugnissen aus. Dem Dome schenkte er, wie wir aus den Anordnungen des Testamentes erfahren, einen förmlichen Kirchenschatz von goldenen und anderen wertvollen Geräten. Die Kirche von St. Severin ward laut derselben Quelle mit einem Altarschmuck versehen, von dessen Wert und Pracht die seiner Vollendung bestimmte, verhältnismässig grosse Summe von vier Pfund Gold, eine Vorstellung gibt. Für die St. Viktoriskirche in Xanten gab er einen mit getriebenen Bildwerken von Gold und mit Edelsteinen reich geschmückten Altaraufsatz in Auftrag, den erst sein Nachfolger vollenden lassen konnte¹⁾. Vermutlich war der Altarschmuck für St. Severin ähnlicher Art. Das ist das wenige, was wir zufällig wissen. Es lässt uns ahnen, wie hoch der Kirchenfürst die Kunst im Dienste des Heiligtums schätzte und wie sehr er sich als ihren tätigen Förderer bewies²⁾, ähnlich wie bald nachher die sächsischen Prinzessinnen, die das Essener

1) Abbildung und Beschreibung des leider während der französischen Revolution verloren gegangenen Stückes bei E. Aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters in den Rheinlanden. Leipzig 1859 II, Tafel 34, 1 und Fr. Bock, Karls d. Gr. Pfalzkapelle und ihre Kunstschatze. Köln und Neuss [1865]. S. 48—54 und Fig. 25. Vgl. auch P. Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Düsseldorf 1891 I, 107.

2) Einen weitem Beweis kann man in dem kunstfördernden Eifer erblicken, den seine bevorzugten Schüler, die Bischöfe Theoderich von Metz und Gerhard von Toul zeigten. Jener erbaute das Vincentiuskloster in Metz und stellte die Kathedrale „decenter a fundamento“ wieder her, erwarb ihr auch reiche Geschenke und Schmuckstücke von Otto I. und dessen Gemahlin Adelheid sowie von Otto II. (Vita Deoderici a. a. O. c. 5 p. 466). Gerhard errichtete nicht nur eine neue Kirche zu Ehren des hl. Gengulf mit einem Nonnenkloster, sondern hat auch die Basilika von St. Stephan in Toul von Grund aus umgebaut, die er „picturis variisque ornamentis non minimum“ decoravit (Vita Gerh. a. a. O. c. 5 p. 494 sq.).

Stift mit auserlesenen Kunstwerken bereicherten. Während diese aber in wichtigen Stücken erhalten geblieben sind, haben wir zu beklagen, dass sich von jenen Brunos nichts bis in die Gegenwart gerettet hat, so dass wir über ihre Herkunft und künstlerische Bedeutung kein Urteil haben.

Einen starken Antrieb für die Kunstübung gaben jederzeit die Reliquien, indem für deren würdige Aufbewahrung gesorgt werden musste. Auch hier war es der Fall. Für den Erweiterungsbau des Domes wurde Anlass die Überführung von Teilen des Stabes und der Kette des hl. Petrus nach Köln, von denen jener aus Metz, diese aus Rom kam (c. 31). Insbesondere entstanden die beiden Kapellen am Dome zur Unterbringung der neu erworbenen Leiber des hl. Privatus und des hl. Gregor von Spoleto (Testam.) Vielleicht hing auch die Erweiterung von St. Pantaleon (Testam.) mit der Erwerbung von Reliquien dieses Heiligen zusammen, die Abt Hadamar von Fulda als hochwillkommenes Geschenk im Jahre 955 aus Rom mitbrachte (c. 27). Ausserdem wurde Köln mit Überresten der Heiligen Christophorus, Eliphius und Patroclus bereichert (c. 31). Die letztern überliess Bruno später dem von ihm ins Leben gerufenen Kollegiatstift in Soest¹⁾. Einem seiner Vorgänger auf dem Stuhle, dem heiligen Evergisilus bereitete er in der Kirche St. Cäcilia eine ehrenvolle Ruhestätte (c. 31). Diese Schätze sollten ganz im Geiste der Zeit ebenso sehr dem Ruhme von Stadt und Bistum dienen als der Erbauung des Volkes. Vorzüglich benutzte er die vielen Reisen, die ihn nach Frankreich führten (cc. 31, 32), um diesen Ruhm Kölns zu mehren. Er tat es mit solchem Eifer, dass kritische Stimmen, die wohl aus dem Kreise seiner klerikalen Gegner in Köln kamen, gegen eine derartige Beraubung fremder Kirchen zu Gunsten der eigenen laut wurden, weshalb sein Lebensbeschreiber sich genötigt sah, ihn dagegen zu verteidigen, nicht ohne Aufwand frommer Sophistik (c. 32).

Um das Bild der kirchlichen Persönlichkeit Brunos abzurunden, dürfen wir zum Schluss nicht unterlassen, auch einen Blick auf seine Stellung zum apostolischen Stuhl zu werfen. Meistens lässt sich darüber bei einem Bischof des 10. Jahrhunderts wegen der äussersten Dürftigkeit der Quellen kein Urteil gewinnen, hier

1) Köpke-Dümmeler, Kaiser Otto d. Gr. Leipzig 1876 S. 307 A. 4.

aber gibt die Biographie, die als der getreue Wiederhall der Auffassungen des Erzbischofs zu betrachten ist, überraschende Auskunft, wenn auch unbeabsichtigt. Sie ist um so bedeutungsvoller, als überhaupt die Theologie jenes Zeitalters für uns so bedauerlich schweigsam ist. Von der Vorstellung, die in Köln über den Primat Roms herrschte, kann man sagen, dass sie unbedingt korrekt war, ja sich bis zum höchsten Masse der Anerkennung erhob; anderseits jedoch ist festzustellen, dass die tatsächliche Haltung des Erzbischofs gegenüber den Päpsten von einer gewissen kühlen Gemessenheit war. Der Nachfolger des hl. Petrus gilt ihm als der „allgemeine Bischof“ der Kirche (c. 27) — ein Ausdruck, zu dem ein heutiger Theologe sich nicht in jeder Hinsicht bekennen könnte. Er ist der Hort, der „in der Unversehrtheit des katholischen Glaubens die überlieferte Lehre gesund erhält“. Mit ihm muss jeder Bischof, will er das rechte Bekenntnis haben, „vereinigt“ sein (c. 26). Bestimmter kann man kaum die höchste Lehrautorität des Papstes ausdrücken. Eine etwas andere Haltung nimmt ein Zeitgenosse ein, Brunos Neffe, Erzbischof Wilhelm von Mainz, nicht zwar anders in der letzten Frage, worüber vielmehr von ihm keine Äusserung vorliegt, wohl aber in der Frage nach der Stellung des Papstes in der Kirche überhaupt. In einem Schreiben an Agapet II. nennt er diesen das unter Christus als dem Haupte der Kirche stehende höchste Glied der Christenheit¹⁾. Dafür musste er sich von dessen Nachfolger Johannes XII. die stillschweigende Zurechtweisung gefallen lassen, dass der Papst das unter Gott stehende Haupt der gesamten Christenheit sei.

Praktisch jedoch unterhielt der Mainzer viel engere Verbindung mit Rom als sein Amtsgenosse in Köln. Er schickte in kirchlichen Angelegenheiten eigene Gesandte an den Heiligen Stuhl, liess sich von diesem zum Legaten ernennen und die Vollmacht erteilen, in ganz Deutschland Reformen ins Werk zu setzen und Synoden abzuhalten³⁾, dachte auch wirklich daran, ein päpstlich

1) Jaffé, Bibliotheca rer. germ. Berolini 1866 III, 345: summo post caput Christum totius christianitatis membrum.

2) Ebd. S. 350 (Regesta Rom. Pont.² n. 3674): totius namque christianitatis post Deum caput effecti [nos].

3) Ebd. S. 346 (Regesta n. 3668).

genehmigtes Nationalkonzil zu veranstalten, erstattete ferner Bericht über die Lage der deutschen Kirche¹⁾, worin fortzufahren ihn der Papst dringend ermahnte²⁾. Von solchen Dingen hören wir hinsichtlich des Kölner Erzbischofs nichts, wobei freilich nicht ausser Acht zu lassen ist, dass dieser sich nicht wie jener als Primas von Deutschland betrachtete und nicht die Würde eines päpstlichen Vikars hatte. Aber Bruno hat sich doch nie veranlasst gefühlt, den Apostolischen Stuhl mit Klagen oder Befragen anzugehen, hat auch nie Rom besucht, während ein anderer hervorragender deutscher Bischof jener Zeit, Ulrich von Augsburg, als unterwürfiger Pilger dorthin zog³⁾. Er beschränkte sich wie in politischen Dingen, so auch in kirchlichen streng auf die ihm gezogenen Amtsgrenzen, hielt aber darauf, innerhalb dieser mit voller Selbständigkeit zu walten. Bezeichnend ist, dass er mit der Erwerbung des römischen Palliums, der Vollmacht zur Ausübung der Metropolitangewalt, fast zwei Jahre zögerte, bei dem Erbitten desselben übrigens streng die herkömmlichen Formen wahren (c. 26). Sein Biograph berührt den Charakter des Palliums als eines päpstlichen Privilegs nur sehr flüchtig, bemüht sich aber um so mehr, seine religiöse Bedeutung hervorzuheben, vergisst auch nicht zu erzählen, wie man in Rom bei dieser Gelegenheit seinen Herrn einen „Mitgenossen und Mitbürger der Apostel, einen Fürst und Vorkämpfer für die Gebote des Herrn“ genannt habe (ebd.). Es klingt uns daraus etwas von der persönlichen Art des Kirchenfürsten entgegen, die aus Selbstgefühl und Selbstbeschränkung gemischt war.

Dieses leitet uns hinüber zur Schilderung des Menschen Bruno. Dank seinem Geschichtsschreiber, der viel stärker als andere Quellen jener Zeiten die individuellen Züge hervortreten lässt⁴⁾, kann man ein ziemlich genaues Bild entwerfen. Es ist eines der nicht häufigen Beispiele für das Mittelalter, und jedenfalls ist uns

1) Ebd. S. 347 ff.

2) Ebd. S. 351 (Regesta n. 3674).

3) Köpke-Dümmeler a. a. O. S. 199.

4) Dies erkennt auch R. Teuffel (Individuelle Persönlichkeitsschilderung in den deutschen Geschichtswerken des 10. und 11. Jahrh. Tübingen. Diss. 1914 S. 80—83) an, der übrigens weder eindringend genug noch auf hinreichende Literaturkenntnis gestützt die Vita Brunonis behandelt.

kein anderer der Kölner Erzbischöfe jener Zeiten seiner Persönlichkeit nach so greifbar nahegerückt.

Ruotger rühmt an der körperlichen Erscheinung Brunos die „Anmut der Gestalt“, durch die er alle seine Vorfahren übertroffen habe (c. 2); mehr verrät er uns leider nicht. Eine spätere Quelle, die aber in diesem Punkte aus guter Überlieferung geschöpft haben kann, fügt hinzu, dass sein Bart von rötlicher Farbe gewesen sei¹⁾. Da wir nun von seinem Bruder Otto wissen, dass er ein stattlicher Mann mit leuchtender Gesichtsfarbe, roten Wangen und blitzenden Augen war, und wir von der jugendlichen, aller Augen auf sich ziehenden Schönheit seines andern Bruders Heinrich hören²⁾, so dürfen wir uns auch Bruno, das Kind desselben Vaters und derselben Mutter, als edelgebauten, blonden, blauäugigen Sachsen vorstellen. Indes von starker Konstitution war er nicht, ebenso wenig wie sein Bruder Heinrich. Beide starben in der Blüte der Jahre, Heinrich höchstens 36 Jahre, Bruno nur 40 Jahre alt, rasch dahin, und zwar ohne dass eine eigentlich akute Krankheit vorausgegangen zu sein scheint; der sterbende Erzbischof meinte, es liege einfach eine allgemeine Auflösung des Körpers vor (c. 43).

Aber in der Hülle des schwachen Leibes wohnte ein sehr aufgeweckter, vortrefflich beanlagter Geist (c. 4), das Erbteil aller Ottonen, dem jedoch nichts Hervorstechendes, kein Zug von Genialität beigemischt war. Was die Schule nur zu bieten vermochte, ist an Bruno aufgewendet worden, und er hat es mit begierigem Eifer in sich aufgenommen. So erwarb er sich eine für jene Zeit ausgezeichnete allgemeine Bildung (c. 2), vor allem eine gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache, die er nicht bloss beherrschte, sondern auch mit Sinn für Reinheit und Eleganz zu handhaben verstand. Sogar in die steifen Formeln der Urkunden wusste er zur Zeit seiner Kanzlerschaft einen bessern Stil zu bringen (c. 8). Vorzüglich an den poetischen Werken des Prudentius, des besten lateinischen Dichters aus christlicher Zeit, hatte er sich gebildet und von dem hohen Geiste genossen, der diese Gesänge erfüllt. Auch des Griechischen war er soweit kundig, dass er Schriften in dieser Sprache las. Wenn auch im damaligen Deutschland griechische Kenntnisse nicht ganz selten

1) Vita altera c. 6. (MG. SS. IV, 276). 2) Widukind II. 36 p. 54 sq.

waren, so wird es doch unter den Bischöfen nicht manchen gegeben haben, der sich deren rühmen konnte.

Sprachliche Schulung war aber nicht das einzige, worin er das gewöhnliche Mass weit übertraf, er zeichnete sich vor den Zeitgenossen ebensowohl durch das Studium der allgemeinen Wissenschaften aus, wie sie die spätrömische Schultradition in den sogenannten sieben freien Künsten, besonders Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie zusammengefasst hatte. Es waren zwar nur dürftige Überreste aus dem Wissen des Altertums, aber selbst diese waren dem Deutschland des 10. Jahrhunderts fast verloren gegangen. Brunos Wissensdurst hat sie sozusagen wieder entdeckt, wie sein Biograph (c. 5) vielleicht mit einiger Übertreibung versichert, die jedoch immerhin erkennen lässt, wie hoch er die humanistische Bildungshöhe seines Zeitalters überragte.

Noch mehr ging darüber hinaus sein Streben nach philosophischer Erkenntnis. Ruotger (cc. 5, 6) betont dieses mit besonderem Nachdruck, offenbar weil es etwas ganz Ungewöhnliches darstellte, wobei nur zu bedauern ist, dass Inhalt und Quellen jener Philosophie im Unklaren bleiben. Dagegen hören wir kaum etwas von Beschäftigung mit theologischen Dingen; nur im Vorbeigehen wird einmal das Studium der „göttlichen Bücher“ erwähnt (c. 8). Dass es nicht gefehlt hat, ist selbstverständlich und auch durch die Predigtthätigkeit des Erzbischofs gewährleistet. Gegen das Interesse an philosophischen Problemen trat die Theologie so stark in den Hintergrund, dass Männer der Kirche darin etwas Ungehöriges und Sündhaftes erblickten. Einen Beweis dafür, dass eine solche Auffassung verbreitet war, liefert das merkwürdige Gesicht, das ein gleichzeitig lebender Geistlicher gehabt haben wollte, und das uns Bischof Thietmar von Merseburg überliefert hat¹⁾. Jener sah sich schwer krank darniederliegend in das himmlische Jerusalem versetzt und erblickte auf einem hohen Turme Christus, wie er als Richter unter den Heiligen sass. Bruno wurde vor diesen geführt und „ob seines eitlen Befassens mit der Philosophie“ angeklagt, indes vom Apostel Paulus so erfolgreich verteidigt, dass ihm ein eigener Thron in der Versammlung der Heiligen angewiesen ward. Wahrscheinlich war die Vorliebe für die Philosophie einer der Punkte, an denen die den wissenschaft-

1) Chronicon II, 16. Ed. Kurze, Hannov. 1889, S. 28.

lichen Bestrebungen des Erzbischofs missgünstigen Kölner Geistlichen Anstoss nahmen. Demgegenüber ist es nicht ohne Bedeutung, dass es gerade ein Kleriker am Hofe Ottos war, dem jene rechtfertigende Vision zuteil wurde. Am Hofe hatte Bruno bis zu seinem 28. Jahre gelebt und also die Zeit zugebracht, in der seine Studien ausreifen. Der damaligen Stellung und den durch sie gebotenen politischen und kulturellen Aufgaben entsprechend, hatte sein gelehrter Bildungsgang eine vorwiegend weltliche Richtung eingeschlagen.

Überhaupt sind die vierzehn Jahre, die er am Hoflager des königlichen Bruders zubrachte, die entscheidende Zeit für seinen Fortschritt in der Wissenschaft gewesen. Otto d. Gr., obwohl selbst der höhern Bildung entbehrend, hatte doch den Ehrgeiz, die hervorragendsten Gelehrten, Lateiner und Griechen, um sich zu sammeln und angeregtes wissenschaftliches Leben zu fördern, ohne dass übrigens von einer eigentlichen Hofschule die Rede sein kann. Das Beispiel Karls d. Gr., dem er auch sonst als Vorbild nachzueifern suchte, und der Hofakademie in Aachen hat ihm vorgeschwebt. In diesem Kreise war es, dass Bruno seine Gelehrsamkeit erwarb. Der irischottische Mönchsbischof Israel, aber auch andere, namentlich Griechen, sind seine Lehrer gewesen (c. 7). Wissenschaftliche Unterhaltungen und Disputationen, die nicht selten unter Ottos Vorsitz stattfanden, sorgten für weitem Fortschritt (c. 6). Daneben hat er aber auch unermüdlich das Privatstudium gepflegt. Selbst auf den Reisen, die er im Gefolge des Königs machen musste, und sogar im Kriegslager führte er seine Bibliothek mit sich, die Ruotger hübsch mit der die Israeliten begleitenden Bundeslade vergleicht (c. 8). Mit der Zeit geizend wusste er jede Stunde, die ihm die politischen Geschäfte und die Repräsentationspflichten übrig liessen, für das Studium fruchtbar zu machen. Nach dem Mahle griff er, anstatt zu ruhen, lieber zu den Büchern, und die Dämmerstunde des anbrechenden Tages, die er als Frühaufsteher liebte, war ihnen immer gewidmet (c. 8). Auch während der spätern Jahre in Köln setzte er seine Gewohnheit fort und wusste trotz den drückenden Amtsgeschäften Zeit zur Lektüre und gelehrten Gesprächen zu gewinnen (c. 25). Wenn fremde Bischöfe in der niederrheinischen Metropole weilten, ward die Gelegenheit benutzt, um wissenschaftliche Fragen anzuschneiden und ein wenig im Stile

der Hofakademie zu disputieren (c. 37). Man sieht daraus, welch ein lebendiges und intimes Verhältnis der Mann zur Wissenschaft hatte, und wie sehr ihm diese ein persönliches Bedürfnis war. In dieser Beziehung dürfte er, abgesehen von den Bischöfen, die aus seiner Schule hervorgingen, einzig dagestanden haben.

Wenn auch seine Bildung, wie schon bemerkt, sich vornehmlich auf Nichttheologisches erstreckte, so war doch sein Sinnen und Trachten keineswegs vom Geiste der Welt beherrscht; er war vielmehr eine durchaus geistlich gerichtete Natur. Bereits den jungen Mann durchwaltete ein so tiefer religiöser Ernst, dass er mehr den Blick auf das Leben im Jenseits als auf die vor ihm liegende glänzende Laufbahn wandte. Mit den fortschreitenden Jahren, vielleicht im Gefühle der schwachen Gesundheit und in Vorahnung eines frühen Endes, gewann der im Lichte des Übernatürlichen erfasste Todesgedanke, gemischt aus Furcht vor der entscheidenden Stunde und aus Verlangen nach Sicherstellung des Heiles (c. 7), immer stärkern Einfluss auf ihn. Er verstand es nach dem Ausdrücke des Biographen, den innigen Seufzer des Apostels nachzuempfinden, der lieber aufgelöst werden wollte, nur um mit Christus zu sein (c. 30). Dem entsprach von Jugend auf die sittliche Strenge des Lebens. Mag immerhin etwas höfische Übertreibung dabei sein, wenn einer seiner Lehrer ihn einen „ganz heiligen Mann“ nannte (c. 7), so leuchtet doch unverkennbar aus diesem Urteil das echte Bild eines aussergewöhnlich ernsten und reinen Jünglings, eines früh gereiften Charakters (c. 11). Der Mann und der Bischof war nicht anders; im Gegenteil näherten sich die weltabgewandte Lebensauffassung, das sittliche Gewissen und die warme Frömmigkeit der Höhe des priesterlichen Ideals. Seine seelische Entwicklung scheint durch keine scharfen Wendungen hindurchgegangen zu sein, sondern sich in harmonischem Flusse entfaltet zu haben. Man bekommt den Eindruck eines wahren Aszeten von früh an, aber eines Aszeten der Innerlichkeit. Denn von ausserordentlichen Übungen, von äusserlichen Werken hören wir nichts aus der Quelle, was diese bei dem Hange geistlicher Schriftsteller des Mittelalters, heroische Leistungen ihrer Helden zu preisen oder auch zu erfinden, sicherlich nicht verschwiegen haben würde. Dagegen vergisst sie nicht, den in jener Hinsicht sehr bezeichnenden Zug, dass Bruno zu der Zeit, als er noch einfacher Kleriker war, ein kurzes, aber andächtiges Gebet liebte (c. 9). Er war ganz

und gar ein Mann des Innenlebens, der die religiösen Empfindungen als seine persönliche Sache vor Gott behandelte. Wusste er sich unbeobachtet, dann brachen sie mit voller Stärke hervor und ergossen sich in Gebet und Thränen; auf dem Nachtlager hörte man ihn heimlich zu seinem Schöpfer seufzen (c. 30). Auf den Leuchter des bischöflichen Amtes gestellt, blieb er aber auch der Pflicht, ein gutes Beispiel zu geben, eingedenk und liess seine Tugenden bei Gelegenheit zur Erbauung der Freunde und Untergebenen hervortreten (c. 30). Wie für ihn die Wissenschaft in gleichem Masse den Zweck persönlicher Geisteskultur und den der Belehrung anderer hatte, so sollte auch die Frömmigkeit sowohl dem eigenen Bedürfnisse dienen, als auch hinausstrahlen über die Herde. Beides, Bildung und Religiösität, klangen bei diesem Manne in vollkommener Harmonie zusammen; sie waren das eng verbundene Doppelgestirn, das über seinem Privatleben stand; in ihrer Pflege „schien er“, wie Ruotger sagt, „hinzusterben“ (c. 29).

Wir verstehen es, dass eine solche Natur den Zug zu einem stillen Leben in sich verspürte, ja trotz des Hineingestelltseins in die grosse Welt oder vielmehr gerade deswegen um so stärker den Hang zur Einsamkeit verriet. Er lebte nach dem Zeugnisse seines Biographen „meist wie ein Einsiedler“ (c. 30), und selbst wenn ihn die Pflicht in das laute Treiben der Geschäfte führte, machte er den Eindruck eines Menschen, der vorzugsweise mit sich selbst beschäftigt ist, den eines in sich gekehrten und nachdenklichen Geistes (cc. 8, 9). Darum stiessen ihn auch die Vergnügen des Hoflebens ab, und konnten ihm Scherze so wenig ein Lächeln ablocken (c. 29) als die Komödien der Dichter, die er zu seiner literarischen Bildung las (c. 8). Diese ernste Seelenstimmung war nicht der Einfluss einer kalten verstandesmässigen Härte, sondern gepaart mit einer grossen Weichheit des Gemütes, das alles Schmerzliche tief empfand (c. 29) und leicht zu Thränen gerührt war, Thränen des Mitgeföhls für andere (c. 34), Thränen der Liebe zu den Seinigen (c. 43), Thränen religiöser Ergriffenheit (cc. 29, 30, 44). Zwar lag im allgemeinen dem damaligen Menschen das Weinen näher als dem heutigen, und etwas Thränenfeuchtes gehört zu den typischen Bestandteilen der mittelalterlichen Schilderung einer edlen Seele, aber bei Bruno muss man doch gestehen, dass es in natürlichem Einklange mit seiner Sinnesart und namentlich seiner innigen Frömmigkeit steht.

Gleichwohl würde nichts irriger sein, als ihn für einen unmännlichen Charakter zu halten, der eher in die stille Zelle des Klosterbruders als auf den Sitz des geistlichen Fürsten und Staatsmannes gehört hätte. Die Geschichte und die Erfolge in Welt und Kirche beweisen es. Er war sowohl ein Sinnender der Innerlichkeit als ein Starker der Tat. Beides prägte sich in seinem Wesen aus und stützte sich gegenseitig. Dem Widerstand und dem Stolze konnte er mit Schärfe begegnen, dem Unterwürfigen erwies er die Milde eines vor Gott demütigen Herzens (c. 30). Für seine Person verlangte er Huldigung und eine Achtung, die bis zum Geringsten hinab sich erstreckte, das mit ihr zusammenhing (c. 4). Und doch war ihm Leutseligkeit eigen bis zu dem Grade, dass sie zu familiärer Artigkeit werden konnte (cc. 8, 9). Der erste Eindruck, den man von ihm empfing, war das Ehrfurchtgebietende des hochgeborenen Prinzen und des Mächtigen dieser Erde; allmählich trat das Einnehmende hervor, das sich Liebe erwarb (cc. 12, 30). Dem entsprach die körperliche Haltung: durch die äussere Majestät schimmerte die innere Bescheidenheit (c. 2). Hinter allem stand eben eine feste und geschlossene Persönlichkeit, die durch ihre vollendete Ruhe auch den Leidenschaftlichsten bezwang (c. 25). Aus ihrer Sicherheit und Klarheit floss dann auch die Geringschätzung, die er gegenüber der öffentlichen Meinung hegte (cc. 9, 25).

Der Aszet in ihm wird auch seinen Anteil daran gehabt haben. Vor allem aber beherrschte dieses sein Privatleben, das von äusserster Einfachheit war. Sein Gewand war schlicht und rauh, im Winter trug er darunter den gewöhnlichen Schafpelz, wie ihn auch der Bauer gebrauchte; das Bett entbehrte jeder Üppigkeit. Beim Mahle war ihm Schwelgerei irgendwelcher Art verhasst. Musste er seiner Stellung halber an festlichen Gelagen teilnehmen, so kam es vor, dass er enthaltsam dabei sass und sich nur der fröhlichen Unterhaltung widmete. Bäder, die dem Menschen von damals ein Bedürfnis waren, die aber weniger der Gesundheit als der luxuriösen Körperpflege dienten, nahm er selten (c. 30). In den Ausgaben für seine Person übte er Sparsamkeit trotz der fürstlichen Einkünfte, die ihm als Erzbischof und Königssohn zuflossen; desto freigebiger war er gegen andere, auch wo es sich nicht um Almosen oder Schenkungen an Kirchen handelte (c. 11). Einigermassen im Gegensatz zu der entsagen-

den Nüchternheit der Lebensführung stand die Ausstattung des Hauses; sie war ziemlich reich und kostbar¹⁾. Ebenso umgab ihn eine purpurgekleidete Dienerschaft und ein militärischer Hofstaat in goldstrahlenden Uniformen (c. 3⁰⁾), wie er sich auch einen Marstall und Jachten zu Fahrten auf dem Rheine hielt²⁾. Solches war er seinem königlichen Range und der herzoglichen Stellung in Lothringen schuldig, und dazu nötigte ihn die öftere Anwesenheit Ottos mit grossem Gefolge. Im Mai 956 fand ein Hoftag in Köln statt und wiederum Mitte Juni 958; ebenso weilte der König dort im Juni des Jahres 960. Das Osterfest 959 feierte Brunos Schwester, die verwitwete Königin Gerberga von Frankreich mit ihrem Sohne Lothar in Köln³⁾. Besonders ausgezeichnet war das letzte Pfingstfest, das zu begehen dem Erzbischof in seinem Leben vergönnt war. In seiner Bischofsstadt fanden sich zusammen der eben von der Kaiserkrönung heimgekehrte Otto, mit ihm seine Kinder Otto, der nachmalige Kaiser, und Mahthild, ferner ein Neffe, der junge Baiernherzog Heinrich, sodann die ganze französische Königsfamilie, und über allen ehrwürdig hervorleuchtend die Mutter und Grossmutter Mahthild, Heinrichs I. Witwe⁴⁾. Es war ein grosser Familientag des königlichen Hauses, den Bruno wenige Monate vor seinem Tode erlebte, und der Köln mit unvergleichlicher Glorie umgab.

Das war ein vorübergehender Glanz, dauernd aber war die hervorragende Stellung im deutschen Reiche, zu der das Erzbistum durch die Ottonen gelangte. Köln wurde ein Faktor in unserer nationalen Geschichte. Bruno bildet den Anfang dieses Aufstieges, die Namen Heribert, Pilgrim, Anno bezeichnen die weitem Stationen. Zunächst folgt durch Bruno eingeleitet, eine förmlich sächsische Periode. Der erste Nachfolger Folkmar (965—969), des Erzbischofs Vertrauter und rechte Hand, war fast zweifelsohne von Herkunft ein Sachse, und ihn löste der sächsische Grafensohn und Hofkaplan Ottos d. G., Gero (969—976) ab. Durch sie ist die Königsmacht in Niederlothringen endgültig befestigt und die Kirche des Landes eng an Reich und Dynastie angeschlossen worden.

1) Annalen 91 [1911], 127.

2) Ebd. S. 116. 120.

3) Köpke-Dümmeler a. a. O. S. 281. 296. 300. 312.

4) Ebd. S. 371 f. und Vita c. 42.